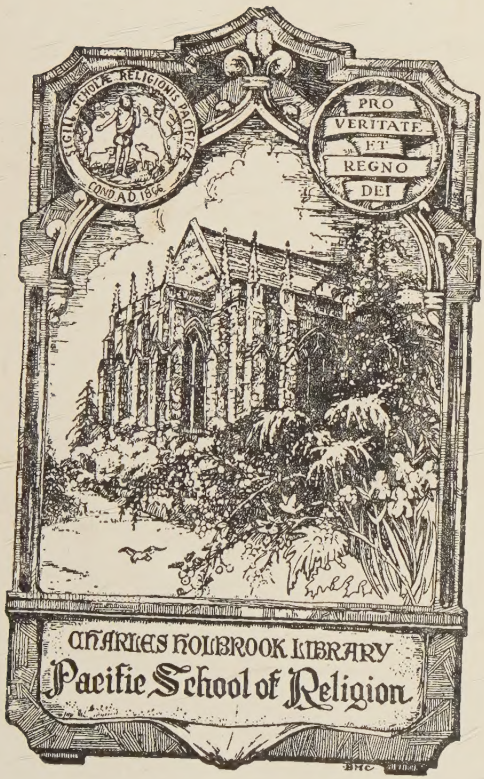
SEMINARIUM SCHOLAE RELIGIONIS PACIFICAE
CONDITUM AD 1924
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Beiträge

zur

Förderung christlicher Theologie

Herausgegeben von

D. A. Schlatter
Prof. in Tübingen

und

D. W. Lütgert
Prof. in Halle a. S.

28. Band

2. Heft:

Die Taiping-Bewegung

Von Lic. th. Dr. ph. W. Oehler, Tübingen

Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1923

Die Taiping-Bewegung

Geschichte
eines chinesisch-christlichen Gottesreichs

Von

Lic. th. Dr. ph. Wilhelm Oehler
Tübingen

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1923

RK24
B397
v.28:2

Dem Andenken

D. Paul Wursters

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/taipingmovement0028lict

Inhalt.

Seite

Eingang 9

1. Kapitel.

Die Visionen des Hung Siu-tsʻuen.

1. Heimat und Jugend 14
2. Die Reisen nach Kanton 18
3. Die Vision 22

2. Kapitel.

Der Einfluß des Christentums.

1. Die Schrift des Liang A-fat 31
2. Die erste Missionsreise 38
3. Siu-tsʻuen bei Roberts 43

3. Kapitel.

Der Geistesfrühling in der Kwangsiprovinz.

1. Pʻing Jun-schan 48
2. Der Götze von Siang-tschau 50
3. Die ersten Proben 53
4. Das Leben der Gemeinde am „Dornberg" 57

4. Kapitel.

Die Taiping im Aufstand.

1. Der Anlaß zum Aufstand 71
2. Der Aufstand in der Kwangsiprovinz 77
3. Die neue Dynastie der Taiping 84
4. Der Zug nach Nanking 89

5. Kapitel.

Das Reich der Taiping.

1. Die Theologie des Tienwang und der Untergang des Jang . . . 96
2. Der Stand von Religion und Sittlichkeit im Taipingreich und die Reform des Hung Tschin 107
3. Die Missionare in Nanking 128
4. Der Fürst der Treue und die Politik der Alliierten 139

Anmerkungen 165

Literatur 175

Eingang.

Eine Bewegung, die den Weltfrieden (Tai-ping = großer, allgemeiner Friede) auf ihre Fahne geschrieben hat, wird in unserer Zeit der Sehnsucht nach dem Weltfrieden umsomehr auf Beachtung rechnen dürfen, als sie dem fernen Osten angehört, woher gegenwärtig so manche Licht und Rat für unsere verworrenen Zustände hoffen; hat doch der Chinese Ku Hung ming den Völkern Europas schon 1915 den „Ausweg aus dem Kriege" zeigen zu können geglaubt und, ihm verwandt, der reisende Philosoph Graf Keyserling das friedliche China uns als Vorbild eines moralischen Volkes hingestellt.

Sie beide sind darin einig, daß nur das echte alte China, nicht das von moderner Kultur zersetzte, Europa etwas zu sagen habe. Ein Stück dieses echten alten China enthüllt sich uns in der Taiping-Bewegung, die fast ganz in die Zeit fällt, ehe das Reich der Mitte gewaltsam europäischem Einfluß geöffnet wurde. Vor 1860 war es keinem Europäer gestattet, ins Innere Chinas einzudringen. Es ist nun von hohem Interesse zu beobachten, welch mächtige Bewegung durch eine christliche Schrift in diesem von europäischen Gedanken unberührten Land entfacht worden ist, von Interesse für jeden, der sich mit dem Gedankenaustausch zwischen Osten und Westen beschäftigt, besonders aber für den, der die Wirkung und Wandlung christlicher Gedanken in der Menschheitsgeschichte verfolgt.

Daß die Taiping-Bewegung, die dem Forscher für Politik, Religionskunde und Geschichte des Christentums gleich bedeutsame Erträge abwirft, bisher so wenig in ihrer Bedeutung gewürdigt worden ist, liegt unseres Erachtens vor allem darin,

daß die Quellen, die von der ganzen Bewegung vom Anfang bis zum Ende ein klares Bild geben, nur dem sich wirklich erschließen, der sowohl die chinesische Religion als das Christentum kennt, und der auch mit der Missionsgeschichte jenes Zeitraums vertraut ist.

Wo das eine oder das andere nicht der Fall ist, wird man zu falschen Schlüssen kommen. Man hat darum meist in der Taiping-Bewegung Gedanken für christlich gehalten, die in Wahrheit konfuzianisch sind; man hat für Wahnsinn erklärt, was jedem Chinesen nur natürlich war; man hat als Legende verworfen, was der ganzen Bewegung ihre ungemeine Stoßkraft gegeben hat. Auch die Missionare jener Zeit sind vielfach in dieselben Fehler verfallen: Weil sie die Stärke des rein chinesischen Einflusses in der Bewegung verkannten oder unterschätzten, haben sie entweder allzugroße Hoffnungen auf sie gesetzt oder sie für „verrückt" oder „vom Teufel" erklärt. Es sind dieselben Schwierigkeiten, die sich in der Beurteilung eines Konstantin, der dem Christentum in seinem Reiche zum Siege verhelfen wollte, und eines Mohammed, der sich berufen wußte, den Monotheismus in seinem Volk durchzukämpfen, ergeben. Aber während diese beiden den Erfolg auf ihrer Seite hatten, ist er dem Stifter des Taipingreiches, Hung Siu-ts'uen, vor allem durch die Politik Englands und Frankreichs entrissen worden.

Die Frage des Erfolges hat für das christliche Urteil meist ein ungebührliches Gewicht gehabt, obwohl der Gedanke an das Kreuz Christi in die entgegengesetzte Richtung weist. Auf den Fahnen der Taiping, die aus der Kantonprovinz nach Norden zogen, stand das Wort des Menzius: „Wer dem Himmel gehorcht, der bleibt; wer dem Himmel widerstrebt, vergeht."[1] So müßten sie nach chinesischem Urteil ihren Untergang selbst verschuldet haben. Nach christlichem Ermessen wäre es ein

Unrecht, ein solches Gottesurteil feststellen zu wollen. Man war aber dazu umso leichter versucht, wenn man die Politik der Völker, die den Ausschlag gegeben hatten, nicht verurteilen wollte. So kann man es beobachten, wie das Urteil der englischen Missionare, die im Anfang fast alle auf seiten der Taiping standen, umschlug, sobald England „entschlossen war, die Rebellen nicht zu dulden";[2]) und ihnen folgten ohne eigenes Urteil die deutschen Missionskreise. Es war diese Wandlung im Urteil aller Missionare, auch der amerikanischen, noch dadurch hervorgerufen, daß die Taiping, da sie sich durch die Europäer, die sie stets als christliche Brüder angesehen und behandelt hatten, mit dem Untergang bedroht sahen, nun auch ihrerseits fremdenfeindlich wurden. Christliche Liebe hätte diese Veränderung in der Stimmung begreifen und verzeihen müssen. Aber wie man im Anfang das freundlichste Entgegenkommen von seiten der Taiping als etwas Selbstverständliches betrachtet hatte, so war man verletzt, als in Nanking ein anderer Wind wehte.

Der große Sinologe De Groot hat schon 1903 ein vernichtendes Urteil über die englisch-französische Politik in dieser Sache gefällt. Er war dabei völlig unabhängig von dem Urteil der Mission, da er die ganze Bewegung nur nach den chinesischen Regierungserlassen behandelt. Er kommt zu dem Schluß: „Der Erfolg des Aufstandes wäre, wenn er geglückt wäre, die Bildung eines Reiches mit Religionsfreiheit gewesen, wo das Christentum freien Lauf gehabt hätte und bei dem Sehnen nach Erlösung, das wir bei so vielen buddhistischen Sektierern finden, rapide Fortschritte unter ihnen gemacht hätte. Aber das christliche England und Frankreich haben es anders gewollt. Statt einem Volk, das seit Jahrhunderten blutig verfolgt war, eine helfende Hand zu reichen in seinem verzweifelten Kampf um Gewissensfreiheit, oder wenigstens das Schwert in

der Scheide zu halten, marschierten ihre Streitkräfte nach dem Sieg von 1860 gegen den Feind ihres Feindes: ein erbauliches Zusammenwirken christlicher Armeen mit konfuzianischen Ketzerschlächtern." [3])

Eine große Tragik liegt darin, daß gerade ein frommer Christ aus Christentum diese Aufgabe übernahm. Der edle Gordon glaubte, daß nur die Vernichtung der Taipingmacht dem furchtbaren Bürgerkrieg ein Ende machen könne, und er hat dieses Morden durch sein Eingreifen nur noch viel grauenhafter gemacht. Eine ernste Mahnung für alle Pazifisten, die mit Gewalt Frieden stiften wollen! Die segensvolle Frucht, die aus dem blutigen Ringen hätte erstehen können, ist damit untergegangen.

Es ist die Frucht, die unsere ganze Missionsarbeit erstrebt: ein christliches Reich in China, oder ein für Christentum und europäische Kultur gleich offenes China. Es ist das Ziel, das einst schon erreicht schien, als ein bedeutender und aufgeklärter chinesischer Kaiser nahe daran war, das den Chinesen von den Jesuiten „akkommodierte" Christentum anzunehmen. Dieses Ziel wäre nun dadurch erreicht worden, daß eine prophetische Persönlichkeit ein bodenständiges, innig mit chinesischer Sitte und Gedankenwelt verschmolzenes Christentum in wenigen Jahren zum Sieg geführt hätte. War es nicht eine Gottesstunde für China, die durch europäische Politik vereitelt, nie mehr wiederkehrt? Das ist der ernsteste Gedanke, den die Beschäftigung mit der Taiping-Bewegung weckt.

Wird jenes Ziel von der Mission der Gegenwart in reinerer Weise erreicht werden, wenn sie es durch Verschmelzung des Christentums mit europäisch-amerikanischer Kultur und demokratischer Politik zu erreichen sucht und dafür weder persönliche Kräfte noch Dollarmillionen spart? Für den deutschen

Missionar hat die Taiping-Bewegung vor allem in ihren z. T. wunderbar reinen Anfängen etwas sehr Anziehendes, und er findet, daß das Wort des Herrn Jesu, das schließlich zum Urteil über sie wird, auch keinen kleinen Teil des heutigen christlichen Missionswerkes in China treffe, das Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

1. Kapitel.

Die Visionen des Hung Siu-ts'uen.

1. Heimat und Jugend.

Über Heimat, Herkunft und Lebensgang des Hung Siu-ts'uen, des unbestrittenen Urhebers und Leiters der Taiping-Bewegung, der am 17. Juli 1864 als Kaiser in Nanking gestorben ist, besteht kein Zweifel. Missionare haben immer wieder die Stätte besucht, wo das Haus des großen Aufrührers „für ewige Zeiten" zerstört wurde. Es ist der Ort Konlukpu im Blumenkreis (Hwa-hsien oder Fa-yen), wo die Berliner Mission heute noch unter Hungs Volksgenossen, den Hakka-chinesen, arbeitet.[4])

Wie der größte Teil der Kanton-Provinz ist auch diese Gegend von Bergketten durchzogen, die nur schmalen Tälern und kleineren Ebenen Raum lassen. Die Berge sind kahl und mit holzigem Brenngras, nur da und dort mit niedrigem Kiefernwald bewachsen. Wo die Täler breiter sind und sich fruchtbare Reisfelder und weite Flächen mit niedrig gehaltenen Maulbeerpflanzungen dehnen, sitzen die Punthi, „die Ansässigen", die eigentlichen Herren der Gegend, deren Haupterwerbszweig dort die Seidenzucht ist. Wo aber in schmalen, kargen Bergtälern sich dem Boden nur mit größtem Fleiß der Unterhalt für das Leben abringen läßt, da haben sich die „Hakka", d. h. „Gäste", niedergelassen. Kein Stamm in China gleicht dem der Hakka an Ausbreitungsfähigkeit, kaum einer hat diesen Wandertrieb, der ihnen auch den Namen gegeben hat.

Sie zeichnen sich im allgemeinen vor anderen Volksstämmen Chinas aus durch Fleiß, Sparsamkeit und Reinlichkeit. In religiöser Beziehung sind sie weniger dem Aberglauben ergeben als die Punthi, sie sind, was ja ein Grundzug der echten Chinesen überhaupt zu sein scheint, geborene Rationalisten. Für die europäische Kultur zeigen sie sich offener als die meisten andern Chinesen, offener auch für das Christentum, das sie zunächst meist als Aufklärung annehmen,[5]) um freilich auch nicht selten tiefer einzudringen. In der Weltgeschichte sind die Hakka zum ersten Mal durch Hung Siu-ts'uen bekannt geworden.

Ein armes Hakkadorf nun war es, in dem Hung Siu-ts'uen 1813 als Sohn eines Bauern geboren wurde und zunächst wohl wegen seines rötlichen Gesichts den Namen „Feuerglanz" bekam, wenn nicht (wie gewöhnlich in solchen Fällen) die geomantische Erwägung der Anlaß war, daß in seinem Horoskop („8 Zeichen") das Element des „Feuers" zu kurz gekommen sei und durch den Namen ersetzt werden müsse. Erwachsen erhielt er den Namen Siu-ts'uen, der sich wohl auf literarische Bildung beziehen sollte. („Siu" = „fein, elegant", ts'uen = „vollständig", Siu-ts'uen also = „vollständig gebildet".[6]) Der Berliner Missionar Hanspach hat 1862 den Geburtsort des Siu-ts'uen besucht und schreibt: „Es war uns höchst interessant, den Geburtsort des Taiping-Kaisers und andere berühmt gewordene Plätze zu besuchen, wo nicht sowohl die Rebellion als vielmehr die einfache Verkündigung der christlichen Religion durch den Führer der Taipings ihren Anfang nahm. Die Wohnung des Rebellenkaisers ist noch immer in Trümmern und dem Boden gleich, indem es streng verboten ist, an dieser Stätte ein Haus zu errichten. Der ganze Ort war im Jahre 1854 gründlich zerstört worden, ist aber jetzt wieder aufgebaut. Auf unserem Weg nach diesem Dorf kamen wir an den Ruinen der großen Ahnenhalle von Fung Wan-schan (= P'ing Jun-schan) vorüber,

des frühzeitigen Freundes des Rebellenkaisers. Die kaiserliche Mandschuregierung hat über die beiden Familien (Hung und P'ing) einen Fluch ausgesprochen, der über neun Generationen — Lebendige und Tote — sich erstreckt." [7]) Es mag ein kleines und bescheidenes Haus gewesen sein, in dem Siu-ts'uen aufgewachsen ist, doch gehörte es nicht zu den ärmsten, denn sein Vater hatte eine Nebenfrau, die seine Mutter wurde.[8]) Siu-ts'uens Stellung unter seinen Brüdern tat das keinen Eintrag, denn er wurde als der jüngste der drei zum Studium bestimmt, während die beiden älteren Bauern wurden. Wohl aber ist es nicht ohne Interesse, vom rassegeschichtlichen Standpunkt aus gesehen. Die Hakka pflegen da, wo sie unter den Punthi wohnen, keine ihrer Töchter als Nebenfrauen herzugeben, vielmehr alle Nebenfrauen aus dem Stamm der Punthi zu nehmen, und so gehörte gewiß auch Hungs Mutter, von der wir sonst nichts erfahren, dem weicher und religiöser angelegten, etwas mehr mit fremdem Blut gemischten Stamm der Punthi an. Auch die Schilderung seines Äußeren (vgl. S. 57) spricht für eine solche Rassenmischung.

Man hat gerne zwei Umstände, die Hamberg in seiner Lebensgeschichte des Hung Siu-ts'uen erwähnt, übertrieben, nämlich daß sein Vater Dorfältester war, und daß er seinen Stammbaum auf einen kaiserlichen Minister des 12. Jahrhunderts zurückführte. Beide Stücke sind völlig unwesentlich für Siu-ts'uens spätere Geschichte. Wenn der alte Hung „wegen seiner Rechtschaffenheit" in dem kleinen Landbezirk als Vertreter der Familie Hung zu den Dorfältesten der Gegend zählte, so war er damit noch lange nicht „das Oberhaupt des Klans der Hung", so daß sich sein Sohn auf diese Weise zum „Oberhaupt der Hakka" [9]) hätte machen können. Die Stammesverfassung ist durchaus nicht in dieser Weise monarchisch, sondern demokratisch. Für Siu-ts'uens spätere Stellung hatte es gar

keine Bedeutung, daß sein Vater Dorfältester in Konlukpu war. — Das andere ist von vielen, z. B. selbst von von Brandt so mißverstanden worden, als ob sich an diesen Stammbaum besondere Ansprüche knüpfen könnten.[10]) Wer mit den Genealogien der Chinesen, besonders der Südchinesen vertraut ist, weiß, daß alle Familien ihren Stamm jahrhunderteweit zurück verfolgen können, daß sie meist mit großer geschichtlicher Sicherheit angeben können, ob sie im 12., 14. oder 17. Jahrhundert in die Kantonprovinz eingewandert sind, und daß sie gerne ihren Stammbaum an irgend eine hervorragende Persönlichkeit als Stammvater anknüpfen, was freilich nicht immer ebenso geschichtlich erwiesen ist. Wenn nun z. B. die verschiedenen Zweige der Familie Li in der Kantonprovinz mit großer Einstimmigkeit ihren Ursprung auf die Kaiser der Ming-Dynastie zurückführen, so bedeutet es nichts Großes, daß die Hung einen Minister der Sung-Zeit ihren Ahnherrn nennen. Hamberg hat es nur nach Angabe seines chinesischen Gewährsmanns, der selbst ein Hung war, berichtet, um die Geschichte „ab ovo Ledae" zu erzählen.[11])

Der Unterricht, den Siu-ts'uen als Knabe in der Dorfschule empfing, war derselbe, wie ihn jeder andere in dem weiten Reich hatte: In den ersten Jahren ein mechanisches Lernen der Klassiker und Nachschreiben der vom Lehrer vorgemalten Zeichen, dann ein selbständigeres Eindringen in die konfuzianische Begriffswelt, bis man die Fertigkeit erlangte, mit diesen Begriffen und Gedanken eigene Aufsätze und Gedichte zu verfassen. Am wichtigsten erschien der „achtfüßige" Aufsatz, bei dem man über ein oft kurzes und dunkles Wort in den Klassikern eine Abhandlung nach acht Kategorien zu schreiben hatte. Graf Keyserling hat es verstanden, sich hineinzufühlen, wenn er schreibt: „Uns klingt es grotesk, daß einer zehn bis zwanzig Jahre beim Studium des Konfuzius allein verbringen

soll; er studiert eben nicht auf unsere Weise; er meditiert jeden einzelnen Satz, bis daß der Sinn sein Innerstes durchdrungen hat, und ist er dann am Ziel, so heißt das nicht, daß er den Konfuzius in unserem Sinn begriffen, sondern daß der Geist des großen Lehrers von ihm vollkommenen Besitz ergriffen hat." [12]) So ist auch Siu-ts'uen Konfuzianer geworden und sein Leben lang geblieben. Daß es ihm nicht an der für dieses Studium nötigen philologischen Begabung fehlte, zeigen heute noch seine Lieder, von denen einige in unseren Gemeinden gesungen werden. Daß es ihm trotzdem im Examen nicht glückte, hat mitgeholfen, seinem Leben seine besondere Richtung zu geben.

2. Die Reisen nach Kanton.

Da Siu-ts'uen's Reisen nach Kanton zum Examen aufs engste mit seiner Vision und seiner Bekanntschaft mit dem Christentum zusammenhängen, so ist es hier von größter Wichtigkeit, auf die Quelle zu achten, aus der die Nachrichten stammen. Die „einzige authentische Urkunde", sagt Dr. Ostertag, der im Evang. Missionsmag. 1861—64 eingehend über die Bewegung berichtet, ist die Schrift des Basler Missionars Hamberg, die er zuerst in Hongkong im Jahre 1854 in englischer Sprache veröffentlicht hat unter dem Titel „Visions of Hung sew tsuen, and origin of the Kwangsi Insurrection" und die bald darauf deutsch erschien im Basler Missionsmagazin 1854, Heft I, S. 146 ff. Aus dieser Schrift Hambergs hat Meadows seine Darstellung oft buchstäblich entlehnt; und daraus hat dann wieder Neumark seine deutsche Schrift: „Die Revolution in China" (Berlin 1857) auszugsweise bearbeitet." [13]) Hamberg hat seine Schrift geschrieben „nach den Angaben eines Verwandten und Jugendfreundes" des Insurgentenkaisers, Hung

Tschin,[14]) der eine der bedeutendsten und edelsten Persönlichkeiten in jener Geschichte, ein durchaus glaubwürdiger Charakter ist, wofür Ostertag verschiedene Zeugnisse anführt. Man kann es auch dem Bericht selbst noch abfühlen, wo Hung Tschin unmittelbarer Zeuge der Ereignisse war.

Vor dem Erscheinen dieses Buches von Hamberg war man mehr auf Vermutungen und Gerüchte über den Ursprung der Taiping-Bewegung angewiesen, wie sie sich in den ostasiatischen Zeitungen fanden und z. B. im Church Miss. Intelligencer vom Sept 1853 zusammengefaßt sind. Es ist nicht zu verwundern, daß bis heute solche Berichte für manchen mehr Gewicht haben als Hambergs Richtigstellung, zumal da sie alles viel natürlicher zu erklären scheinen. Was aber unsere Aufgabe, die Darstellung Hambergs zu prüfen, besonders dringlich macht, ist die glatte Ablehnung, die sie merkwürdigerweise durch De Groot erfährt. Nach ihm ist Hambergs Bericht nichts als eine „Mischung von Klatsch und Einbildung", es ist „eine klare und deutliche Tatsache, daß diese Geschichte zusammengebraut ist aus sehr zweifelhaften Gerüchten, die diesem Missionar durch einen Verwandten des Hung Siu-ts'uen zugetragen und von Hamberg mit seiner eigenen Phantasie stark befruchtet wurden."[15]) Da De Groot die Schrift Hambergs im Original kennt, so ist er eine stärkere Instanz als von Brandt, der als langjähriger Vertreter des Deutschen Reichs in China nicht einmal den Namen des eigentlichen Gründers der Basler Mission in China, Theodor Hamberg, kennt, nur von einem „Rev. Hanbury" weiß, der 1854 „Hungs Biographie in die Welt geschickt" habe.[16]) Hamberg ist nun nicht der leichtgläubige Tor, für den ihn De Groot hält. Seine bedeutsame Wirksamkeit als Missionar beruhte gerade darauf, daß es ihm gelungen war, hinter alle Lügen und Schliche der Chinesen zu kommen, mit denen diese in ihrem „chinesischen Verein" den

schwärmerischen Gützlaff umgarnt hatten, und durch seine seelsorgerliche Treue die redlicheren unter ihnen zum Geständnis und zur Bekehrung zu führen.[17]) Mit seinem Gewährsmann Hung Tschin verband ihn ein ernstes und tiefes Vertrauensverhältnis, was von vornherein für die Zuverlässigkeit seines Berichtes spricht.[18])

Siu-ts'uen war nach Hambergs Bericht mit 15 oder 16 Jahren schon als Lehrer in seinem Heimatdorf angestellt, wodurch man ihm die Mittel zum weiteren Studium verschaffte; denn je bedeutender der Gelehrte ist, der aus einer Familie hervorgeht, um so größer ist das Ansehen der Familie und der Vorteil, den sie daraus zieht. So war die ganze weitere Familie mit an seinem Vorankommen interessiert. Nachdem das niedere Examen in der Kreisstadt glücklich bestanden war, begab sich Siu-ts'uen zum ersten Mal 1834 zum Examen in die Provinzialhauptstadt Kanton.[19]) Nun erzählt sein Jugendfreund: „Vor dem Amtshaus des Finanz-Superintendenten traf er einen Fremden, wie zur Zeit der Ming-Herrschaft gekleidet, welcher nicht die Volkssprache sprechen konnte, sondern einen chinesischen Dolmetscher bei sich hatte. Eine Menge von Leuten umgaben ihn, und ehe sie ihn fragten, wußte er, was sie wünschten, und verkündigte ihnen die Zukunft. Siu-ts'uen nahte sich dem fremden Manne und war gerade im Begriff, ihn wegen der Erlangung eines literarischen Grades zu fragen, als der Fremde ihm zuvorkam und sagte: „Du wirst einen überaus hohen Titel erlangen; aber sei nicht traurig, denn dann wirst du krank. Ich preise deinen tugendhaften Vater glücklich." [20]) — Mit einer erfrischenden Ursprünglichkeit sind hier die Eindrücke wiedergegeben, die der junge Examinand von der ersten Begegnung mit einem europäischen Missionar empfängt. Er, der noch nie einen Europäer gesehen, hat für die fremdartige Tracht keinen anderen Vergleich als die altertümliche Kleidung

der Ming-Dynastie, wozu die Haartracht kam, das Fehlen des Zopfes. Und was kann der Fremde anderes sein als ein Wahrsager! Haben doch diese ihr einträglichstes Gewerbe unter den „Bücherlesern", die ein Examen bestehen möchten; denn auch hier ist der Aberglaube zu Haus, und um Examensglück werden die Götzen nicht weniger angefleht als um Kindersegen. Das Orakel, das er vom Fremden mitnahm, ist eigenartig und sicher mißverstanden. „So hat der Missionar oder sein Begleiter Liang A-fat sicherlich nicht gesprochen", schreibt Ostertag mit Recht.[21])

Den folgenden Tag traf Siu-ts'uen die beiden Männer wieder in der Liung-tsang-Straße. Der eine trug ein Werk von neun kleinen Bänden in der Hand und gab es ihm. Er dachte damals nicht, daß diese Bücher von besonderer Wichtigkeit seien, und tat sie in die Bücherkiste, ohne denselben eine genauere Prüfung zu widmen. Bei dem nächsten Besuch in Kanton 1837 hat er offenbar keine Berührung mit der Mission gehabt und sie auch nicht gesucht. Das ist nach dem authentischen Bericht alles, was Siu-ts'uen vor seiner Vision vom Christentum wußte. Alle anderen Darstellungen gehören ins Reich der Phantasie.[22]) Dafür spricht nicht nur der ganze weitere Verlauf der Geschichte nach Hung Tschins Bericht, es ist auch an sich wahrscheinlich; denn es ist das Los der meisten christlichen Schriften, die ohne Erklärung an mit dem Christentum völlig unbekannte Leute verteilt werden, daß sie ungelesen zur Seite gelegt werden. Solche Schriftenverteilung ist ein Missionsmittel von sehr zweifelhaftem Wert, ja sie kann durch die Mißverständnisse, die hervorgerufen werden, unter Umständen mehr schaden als nützen. Schriften sollten die Nägel sein, an denen das gehörte Wort im Gedächtnis befestigt wird, aber nicht Pioniere.

Es scheint auch ein Neuling in China gewesen zu sein, der Siu-ts'uen diese Bücher gab und glaubte, auf diese Weise

die Seele eines Chinesen zu retten, war er doch der Sprache noch nicht mächtig, auch nicht fähig, durch einen Dolmetscher sich verständlich zu machen. Da nach dem Aufstieg der Taiping keiner der damaligen Missionare sich als den bekannte, der einst 1834 in Kanton Bücher verteilt habe, so mag es einer der früh verstorbenen Missionare gewesen sein. Eine eigenartige Fügung, wenn ein sonst wenig bekannter Missionar, der nur nach China kam, um dort zu sterben, in seinem jugendlichen Eifer den Anstoß zu dieser gewaltigen, so verheißungsreichen und doch so verhängnisvollen Bewegung gegeben hätte![23])

---

3. Die Vision.

Während bei der ersten Prüfung 1834 Hungs Name oben angeschrieben worden war, blieb er bei der zweiten unbemerkt, was ihn nicht wenig bedrückte. Daß dies nun Haß gegen die Regierung in ihm geweckt und dazu beigetragen habe, ihn zum Aufrührer zu machen, ist die unbegründete Vermutung der Zeitungsberichte vom Jahr 1853, die, obwohl durch die kurz nachher erschienene Schrift Hambergs widerlegt, doch die Grundlage für die Darstellung in den meisten Geschichtswerken geboten zu haben scheint.[24]) Von der großen Zahl der Examinanden erlangten ja stets nur wenige den Grad des Siu-tsai („blühendes Talent"), ferner war Siu-ts'uen arm und dazu noch Hakka. Die Hakka aber wurden den Punthi gegenüber im Examen noch bis in die neueste Zeit zurückgesetzt. Das waren die Verhältnisse, in die sich jedermann und gewiß auch Siu-ts'uen schickte. Hamberg berichtet nur, daß Hung sich sogleich sehr krank fühlte, so daß er sich von Kanton im Tragsessel heimbringen lassen mußte. Zu Hause mußte er sich gleich zu Bett legen, und hatte dann einen Traum, in dem er (ähnlich wie der Knabe Joseph) eine Menge Leute sah, die sich vor ihm

verneigten. Der Traum beunruhigte ihn, da er gerade das Gegenteil von Ehrenstellung vor Augen hatte. Krank und ohne Aussicht auf ein Amt schien ihm sein Leben verfehlt zu sein. Er ließ seine Eltern und Verwandten an sein Bett kommen und sprach: „Mein Leben naht seinem Ende. Ach, wie habe ich eure Liebe und Fürsorge so übel vergolten! Nie werde ich einen Namen erlangen, dessen Glanz meine Eltern bestrahle." Genau dieselben Worte hätte jeder junge chinesische Bücherleser in derselben Lage an seine Eltern gerichtet. Sie entsprechen völlig dem, was die Sitte verlangt, und lassen nicht etwa auf besonderen Ehrgeiz schließen. Nun aber erlebte er etwas Seltsames: Er saß bei seinen Worten, von zwei Verwandten unterstützt, noch aufrecht im Bett, dann schloß er die Augen und wurde als tot wieder zurückgelegt. Dabei hatte er eine Vision, die deutlich von dem eben genannten Traum unterschieden wird, aber wie eine Fortsetzung desselben erscheint: Wieder sah er eine Menge Leute mit einem schön geschmückten Tragsessel herankommen.[24a]) Ohne zu wissen, warum ihm die Ehre widerfahre, wurde er in den Stuhl gesetzt und zu einem Ort getragen, wo eine unzählige Schar von schönen und gebildeten Männern und Frauen ihn mit Freuden begrüßte. Als er die Sänfte verließ, führte ihn eine alte Frau zum Fluß, um ihn zu reinigen, weil er sich durch den Umgang mit Menschen auf Erden verunreinigt habe. In einer Halle, die mit Tugendsprüchen geziert war, wurde ihm in einer Gesellschaft würdiger Männer das Herz ausgetauscht, indem man ihm mit einem Messer den Leib öffnete, ohne daß eine Wunde sichtbar blieb. Und nun trat er in eine Halle, deren Pracht nicht zu beschreiben war. Ein alter Mann mit goldenem Bart saß in schwarzem Gewand auf dem höchsten Platz. Sobald er Siu-tsʻuen erblickte, vergoß er Tränen und sprach: „Aller Welt Menschen sind von mir gezeuget und ernährt; sie kleiden sich

mit meinen Kleidern und essen meine Speise; allein kein einziger hat ein Herz, meiner zu gedenken und mich zu verehren; im Gegenteil nehmen sie meine Gaben und verehren damit die bösen Geister; sie empören sich gegen mich und erregen meinen Zorn; Du aber tue nicht wie sie." Hierauf reichte er dem Siu-ts'uen ein Schwert mit dem Befehl, die Dämonen zu vertilgen, aber der Brüder und Schwestern zu verschonen, dann ein Siegel, womit er die bösen Geister beherrschen könne, und endlich eine gelbe Frucht zum Essen. Als Siu-ts'uen dies aus der Hand des Alten empfangen, begann er noch in der Vision die Leute zu ermahnen. Die einen gaben zu, daß sie des „Alten" vergessen hätten, die andern wollten sich in ihrem Genußleben nicht stören lassen. Der Alte aber sprach zu ihm: „Fasse Mut und tue das Werk; in allen Schwierigkeiten werde ich dir helfen" und wandte sich dann an die würdigen Männer und sagte: „Siu-ts'uen wird dies Amt übernehmen." Darauf ließ er ihn auf die Erde hinuntersehen mit den Worten: „Hundertfältig ist die Verkehrtheit ihrer Herzen." Siu-ts'uen sah so viel Frevel und Bosheit, daß seine Augen es nicht ertragen, sein Mund es nicht aussprechen konnte. Von großem Zorn ergriffen, stand er nun plötzlich von seinem Krankenlager auf, trat aus der Stube zu seinem Vater, machte eine tiefe Verbeugung und sprach: „Der Alte im Himmel hat mir befohlen, daß alle Menschen mir huldigen und alle Schätze mir zufließen sollen."

Wir haben hier denselben Vorgang wie bei den Berufungsvisionen der Propheten. Siu-ts'uen war sonst kein Ekstatiker, noch weniger ein Epileptiker.[25]) Epilepsie pflegt die Geisteskräfte eines Menschen allmählich zu zerstören, bei Siu-ts'uen wurden sie durch die Vision gehoben. Als später ohne sein Zutun in den Gemeinden der Kwangsi-Provinz ekstatische Erscheinungen ansteckend auftraten, blieb er frei davon, hat

überhaupt in seinem späteren Leben kaum je eine weitere Vision gehabt. Es war also bei ihm nicht die Suggestion einer aufgeregten Masse, die Visionen erregte, sondern er war ein einsamer Führer, der auf diesem Wege eine Aufgabe von oben erhielt, ein Prophet im Heidentum. Es ist nicht nur eine „entfernte Ähnlichkeit mit Mohammed“ [26]), sondern es ist ein genau entsprechender Fall. Wie Mohammed seine Lebensaufgabe in der Durchsetzung des Monotheismus unter seinem Volk bekommen zu haben sich bewußt war, so auch Siu-ts'uen. Die Visionen der beiden sind freilich sehr verschieden [27]) und was Siu-ts'uen schaute, erinnert wohl am meisten an Jesajas Berufungsvision (Jes. 6). Die Ähnlichkeiten liegen aber in der Sache, nicht in der Form. Denn es ist alles chinesisch geschaut und empfunden. Die Sänfte, mit der er hergebracht wird, die Hallen des Hauses, die Sprüche an der Wand, das schwarze Gewand und die Tränen des „Alten“. Durchaus chinesisch sind auch die religiösen Vorstellungen. Der „Alte im Himmel“ ist kein anderer als T'ien-kung, der „Himmelsgroßvater“, wie in ganz Südchina Schang-ti genannt wird.[28]) Der Glaube an den einen Gott, der über allen Götzen steht, dem z. B. der Küchengott oder „Herdfürst“ jedes Jahr über das Verhalten der Familie berichten muß, vor dem die Götzen der einzelnen Tempel von Zeit zu Zeit in Audienz erscheinen, ist im Volk sehr lebendig. Überall wird er als alter Mann abgebildet und jetzt in „taoistischer Popularisierung“, wie Grube sagt, als Yü-hoang-schang-ti verehrt, was meist mißverständlich mit „Nephrit = Kaiser = höchster Gott“ übersetzt, der „göttliche, erhabene, höchste Herrscher“ bedeutet.[29]) Daß Schangti oder der „Himmel“ den Menschen „zeuge, ernähre, beschütze“, ist ein geläufiges Sprichwort, und daß dem Himmel dafür zu danken sei, sagt jedem das Gewissen. Echt chinesisch sind auch die Insignien, die Siu-ts'uen als Zeichen seiner Würde bekommt. Tschang

Tao-ling, der erste Taoistenpapst, erhielt von Schang-ti zwei Schwerter, um die Dämonen zu vernichten und ein Amtssiegel, um damit nicht nur die Dämonen (kwei), sondern auch die diesen überlegenen Götter (schen) zu beherrschen und in seinen Dienst zu zwingen. Die gelbe Frucht endlich erinnert an den Pfirsich der Unsterblichkeit, wie man ihn aus dem Garten der Kwanjin genießt. Während aber Schwert und Siegel bei den Taoisten nur der Zauberei dienen, ist bei Siu-ts'uen alles sittlich gewandt. Wir finden dieselbe sittliche Auffassung auch zum Teil in chinesisch-buddhistischen Märchen, wo der Held ein Schwert erhält, um damit die Dämonen der Trägheit, Dummheit, des Geizes usw. zu köpfen.

So weiß sich Siu-ts'uen zum Propheten des höchsten Gottes berufen. Sein Schwert ist zunächst kein anderes als das geistige: er soll durch Ermahnen mit prophetischer Autorität die Menschen bekehren. Daß aber vom Himmel ihm diese höchste Autorität verliehen sei, kann er sich als Konfuzianer nicht anders denken, als daß er zum Kaiser berufen sei; denn es gibt in der konfuzianischen Theokratie keine andere Autorität als die des Kaisers, so daß sogar Konfuzius selbst von seiner Schule als „Nachfolger des Wen-wang und in gewissem Sinne als Kaiser angesehen" wurde.[30]) So trägt die Vision, obwohl sie ganz unpolitisch scheint, doch für einen Chinesen den Keim der Rebellion in sich.

Der Begriff der Vision, Verzückung oder Entrückung (2. Kor. 12, 2) ist den Chinesen sehr wohl bekannt und nicht nur vom Traum, sondern auch vom Trancezustand des Mediums deutlich unterschieden.[31]) Taoistische Legenden handeln viel davon, daß, während der Leib scheinbar tot daliege, die Seele das Paradies im Westen besuche, was sich nicht auf Träume bezieht. Solche Legenden werden vielmehr auch auf der Erfahrung von Erlebnissen beruhen, bei denen eine Art leiblicher Erstarrung

mit innerem Schauen verbunden war. Schwere körperliche Krankheit war gewiß geeignet, solche Zustände herbeizuführen. Bei Siu-ts'uen setzten sich die Visionen fort, solange die Krankheit dauerte, im ganzen etwa 40 Tage. Bei den folgenden Visionen sah er öfters einen Mann mittleren Alters, den er „älterer Bruder" nannte, wie man in China jeden Genossen ehrend nennt. Dieser belehrte ihn und war ihm bei der Vertilgung der Dämonen behilflich. Er hörte auch in der Vision, wie der Alte den Konfuzius strafte, weil dieser „die wahre Lehre nicht klar dargestellt" habe, worauf Konfuzius beschämt seine Sünden erkannte. — Es sind buddhistisch-taoistische Gedanken, die uns hier begegnen. Während im Taoismus die Dämonen nur die Übelstifter sind, sind sie im Buddhismus z. T. sittlich gefaßt. Daß von diesem Standpunkt aus Konfuzius auch einmal Tadel erfährt, ist nicht weiter verwunderlich, doch hat dieser Umstand später für Siu-ts'uen Bedeutung erlangt. Die größte Bedeutung aber bekam jener „ältere Bruder", der in der Vision selbst eben zu den nicht weiter erklärbaren Elementen gehört, etwa dem führenden Engel in biblischen Visionen entspricht.

Siu-ts'uen begann sofort sein Prophetenamt auszuüben. Wenn böse Leute ins Zimmer traten, so nannte er sie „Dämonen", sprach von der Vertilgung der Dämonen, der Unaufrichtigkeit der Menschen, seiner Berufung zum „Himmelssohn" usw. Bald sang er, bald weinte er, bald ermahnte und bald strafte er. Man hielt ihn in seiner Familie für verrückt und gab ihm allerlei Mittel und Arzneien gegen Geisteskrankheit, deren die Chinesen nicht wenige haben.[32]) Eines Tages fand sein Vater in der Fuge der Türe einen Streifen Papier, worauf in sieben roten Schriftzeichen geschrieben stand: „Die erhabene Lehre des himmlischen Königs, des Fürsten T'ien (d. h. Siu-ts'uen)." Darin finden wir den vollen Anspruch, den er später

erhoben hat, daß er als „Tien-wang" (himmlischer König) die Welt (d. h. China) durch seine erhabene Lehre regieren solle. Sein Vater zeigte das Papier seinen Verwandten, die nicht wußten, was sie daraus machen sollten.

Mit der körperlichen Genesung hörten die Visionen auf, aber es war äußerlich und innerlich mit Siu-ts'uen eine Veränderung vorgegangen. „Er wurde in seinen Handlungen genau, in seinem Benehmen frei und offen, sein Körper wurde hoch und stark, sein Gang majestätisch, seine Ansichten großartig. Die Frevler entfernten sich von ihm, aber die Redlichen folgten ihm gerne" — so schildert ihn sein Vetter Hung Tschin, der die Zeit der Visionen mit erlebt hat.[33]) Siu-ts'uen erzählte selbst auch gerne von den Erfahrungen, die er während seiner Krankheit gemacht hatte, Erfahrungen, die wir nach alledem nicht anders bezeichnen können als „Berufsvision eines Propheten im Heidentum".

Wir haben den Inhalt seiner Visionen analysiert und dadurch den Bericht Hambergs bestätigt gefunden, daß sie erstens keine Bekanntschaft mit dem Christentum voraussetzen, zweitens nicht in erster Linie aus der Mißstimmung gegen die Mandschu-Dynastie zu erklären sind. Das sind nämlich die beiden Erklärungsgründe, die Meadows für den Inhalt der Visionen anführt. Er schreibt: „Sie erklären sich vollständig aus den Erinnerungen, welche das 21. Kapitel der Offenb. Johannes in Siu-ts'uen's Gemüt zurückließ, und durch welche die allgemein herrschenden buddhistisch-konfuzianischen Begriffe der Chinesen bei ihm wesentlich modifiziert werden mußten; denn eben jenes Kapitel der Offenbarung ist in Liang A-fat's Traktaten enthalten, und wir dürfen mit Recht annehmen, daß er dieselben vor seiner Krankheit wenigstens oberflächlich durchgelesen habe."[34]) Nun war aber das Letztere nach Hambergs ausdrücklichem Zeugnis nicht der Fall, wird auch durch die so

dramatische Geschichte des Jahres 1843 sehr unwahrscheinlich gemacht. Aber gesetzt den Fall, Siu-ts'uen hätte die Schrift doch gelesen gehabt, so müssen wir Ostertag recht geben, wenn er sagt: „Wir vermögen beim besten Willen zwischen Siu-ts'uen's Vision und dem 21. Kapitel der Offenbarung auch nicht eine Spur von Ähnlichkeit zu entdecken." Zweitens nimmt Meadows an, Siu-ts'uen werde gleich den meisten jungen gebildeten Chinesen sich in Spekulationen ergangen haben über die Vertreibung der Mandschu-Dynastie. „Nimmt man noch dazu, daß Siu-ts'uen soeben im Examen durchgefallen war, und daß er somit in der Hoffnung sich getäuscht sah, unter der bestehenden Ordnung der Dinge zum Ziel seiner hohen Wünsche zu gelangen, so wird alles erklärlich." Tatsächlich scheint Siu-ts'uen nicht höhere „Wünsche" gehabt zu haben als alle anderen Examenskandidaten, und was die Vertreibung der Mandschu-Dynastie betrifft, so lag 1837 kaum Anlaß vor zu der Annahme, daß nach des Himmels Bestimmung die Zeit der Mandschu zu Ende sei. Erst als die Dynastie 1842 von den verhaßten Fremden besiegt worden war, wird der Gedanke unter der chinesischen Jugend an Kraft gewonnen haben. Jedenfalls enthält die Vision selbst kein Wort darüber. Sie ist nicht politisch-national, sondern rein sittlich-religiös (gegen Ostertag S. 293). Nur insofern, als im Konfuzianismus das Sittliche vom Staatlichen unabtrennbar ist, mußte sie revolutionär wirken.

Was aber gab der Vision ihre Kraft, das Leben dieses Mannes umzugestalten und ihm eine Gewalt über die Menschen, ähnlich der des Mohammed, zu verleihen? Während die meisten Darsteller die „Fieberphantasien" des Siu-ts'uen entweder aus dem Christentum oder aus der Politik erklären wollen, Hamberg selbst sein Urteil sehr zurückhält, versucht allein Ostertag, dem Prophetischen in Siu-ts'uen gerecht zu werden. Leider kennt er den buddhistisch-taoistischen Einschlag in der chinesischen Volks-

religion zu wenig, so daß er die Kritik, die Konfuzius in der Vision erfährt, überschätzt, wenn er schreibt: „Ein gewaltigerer Schritt in dem Denken eines Chinesen, ein radikalerer Umschwung in seiner religiös-sittlichen Weltanschauung läßt sich kaum denken."[35]) Er wird aber recht behalten mit den Worten: „Jene Zuversicht und Gewißheit, mit welcher Siu-ts'uen unmittelbar nach dem schmerzlichen Mißlingen seines Staatsexamens und zudem als todkranker Mann, dessen leibliche Kraft für immer gebrochen schien, den Gedanken erfaßt, er sei der von Gott selbst berufene und eingesetzte Kaiser des Reichs, bleibt ein Rätsel, das nicht auf einfach psychologischem Wege zu lösen ist . . . vielleicht erscheinen wir manchem albern und wenig aufgeklärt, wenn wir sagen, daß wir nicht umhin können, ein göttliches Mitwirken und zwar in eigentlichem Sinne, dabei anzuerkennen." So schreibt Ostertag 1861. Als sich aber die englische Politik entschlossen hatte, dem Reich der Taiping ein Ende zu machen und auch die Missionare die Schwenkung mitmachten, schreibt Ostertag 1863 nur noch von „hoffnungsreichen und edlen Keimen".[36]) Da wir nicht an die Christlichkeit englischer Politik glauben, auch nicht der Meinung sind, daß der Erfolg die Wahrheit einer Sache rechtfertigen müsse, so halten wir uns an das so wohl begründete frühere Urteil Ostertags, dem auch Hamberg 1854 zuneigte, wenn er schrieb, es lasse sich „eine göttliche Führung durch das Ganze wahrnehmen".[37])

2. Kapitel.

Der Einfluß des Christentums.

1. Die Schrift des Liang A-fat.

Ein sehr starker Einfluß des Christentums auf die Taiping-Bewegung ist im weiteren Verlauf nicht zu leugnen; nehmen wir nur die eine Tatsache, daß in Nanking auf Befehl des „Himmelskönigs" Bibelteile nach Gützlaffs Übersetzung und christliche Traktate gedruckt wurden.[38]) Es ist nun die Frage, wann und wie dieser Einfluß sich geltend gemacht hat und ob er günstig oder ungünstig war. Die Urteile gehen hier aufs weiteste auseinander. Wer der Mission abgeneigt ist, möchte das ganze furchtbare Elend des Taiping-Krieges der Mission aufbürden. So schreibt Erkes: „Der Taiping-Aufstand war unmittelbar das Werk protestantischer Missionare in englischem Solde (!), der Gützlaff, Roberts und anderer, deren Lehren dem halb wahnsinnigen Urheber des Aufstandes den Gedanken an die Stiftung eines chinesisch-christlichen Gottesreiches eingaben." [39]) Von Brandt dagegen leugnet den christlichen Charakter der ganzen Bewegung und sagt: „Es bleibt immer unverständlich, wie protestantische Missionare Siu-ts'uen für einen Christen halten konnten." Er schreibt von dessen „angeblichem mehr angedichtetem als in Anspruch genommenem Christentum" und wirft Dr. Edkins vor, daß er sich in den neuesten Ausgaben seiner Geschichte der Taipings noch nicht von dem Gedanken frei machen könne, daß der Bewegung doch ein, wenn auch mißverstandener, christlicher Gedanke zu grunde gelegen habe.[40])

Sein Urteil stimmt überein mit dem des chinesischen Staatsmannes Li Hung-tschang, der schreibt: „Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mich eingehend über die Erziehung und die sogenannte Eingebung des Hung Siu-ts'uen zu unterrichten und kam zu der Überzeugung, daß der Führer der Taiping-Rebellen so entfernt davon war, ein Christ zu sein, wie ich von einem Tataren, und daß weder er noch seine Anhänger eine Ahnung davon hatten, wie die Glieder der Kirche des Westens im Frieden leben und im Kriege kämpfen."[41]) Dietrich Schäfer schreibt dagegen sehr vorsichtig, daß der Taiping-Aufstand „unter Mitwirkung von Missionseinflüssen aufgekommen" sei.[42])

Auch über diese Einflüsse haben wir einen genauen und durchaus glaubwürdigen Bericht in Hambergs Schrift. De Groot nennt die Quelle, woher Siu-ts'uen christliche Gedanken in sich aufnahm, ohne ihr doch irgend welche Bedeutung für die Sache beizulegen. Es ist die Schrift des Liang A-fat, „Gute Worte zur Ermahnung der Welt", neun Predigten oder Gespräche über Texte des Evangeliums, gedruckt in Kanton 1832.[43])

Siu-ts'uen's Leben war nach der Genesung von jener Krankheit wieder in ganz ruhiger Bahn verlaufen. Er erhielt Jahr für Jahr eine Anstellung als Lehrer, sei es in seiner Heimat, sei es in Nachbardörfern, wie es bei allen chinesischen Lehrern ist, wo der Kontrakt jährlich erneuert werden muß. Alle drei Jahre ging er, wie üblich, zum Examen, ohne daß es ihm besser geglückt wäre als damals, den Grad des „blühenden Talents" zu erreichen. Da kam 6 Jahre nach jener Vision im fünften Monat (Juni) des Jahres 1843 die große Wendung in seinem Leben. Er war damals Lehrer in einem benachbarten Dorf des „Blumenkreises", wo eine Familie Li ihn angestellt hatte, im Hause des Großvaters des späteren ersten Hongkonger Pfarrers der Basler Mission Li Tschin-kau, mit dem ihn Bande der Verwandtschaft verbanden. Einer

seiner Verwandten von der Familie Li entdeckte in seiner Bücherkiste — die Lehrer pflegen mit solchen Bücherschränkchen zu reisen — ein ihm bisher unbekanntes Buch von neun Bändchen und fragte nach seinem Inhalt. Siu-ts'uen erwiderte, er habe es einmal in Kanton beim Examen bekommen, aber selbst nicht angesehen. Der Freund bat, das Buch mit nach Hause nehmen zu dürfen und brachte es nach einigen Tagen zurück mit der Bemerkung, es sei ein merkwürdiges Buch, den gewöhnlichen Büchern ganz unähnlich. Nun erst las es auch Siu-ts'uen und fand zu seinem Erstaunen darin den Schlüssel zu seinen früheren Erfahrungen. „Nun verstand er, daß der Alte auf dem erhabenen Platz Gott sei, und der Jüngere, den er „älterer Bruder" nannte, der Herr Jesus; die „Dämonen" seien die Götzen und die „Brüder und Schwestern" die Menschen in der Welt." „Er fühlte sich wie ein vom Traum Erwachter und freute sich, daß wirklich ein Weg zum Himmel vorhanden sei", sagt der Bericht.[44]) Die Übereinstimmung des christlichen Monotheismus in jener Schrift mit seinem Gottesglauben war ihm gewiß ohne weiteres einleuchtend, auch wenn diese vielleicht nicht denselben Namen Schangti gebrauchte.[45]) Die Schätzung Jesu war und blieb ihm von da an durch die Erscheinung jenes Genossen in der himmlischen Halle bestimmt. Jesus war für ihn der gleich ihm göttlicher Berufung gewürdigte „ältere Bruder". Dies ließ ihn nie zu einem Glauben an Jesus als seinen Erlöser kommen. Noch verhängnisvoller war die unvermittelte Gleichsetzung der Dämonen mit den Götzen. Hier möchten wir fast von einer unheilvollen Wirkung der christlichen Lehre reden. Es war auch das einzige wirklich inhaltlich Neue, was er sich angeeignet hat. Die Lehre von Gott war ihm bekannt, war es doch die altchinesische Lehre von Schangti oder dem Himmel. Während aber die Verehrung Gottes in der chinesischen Volksreligion vielfach hinter Götzendienst und

COLBRUK PACIFIC SC

Geisterglaube zurücktritt, war ihm durch seine Vision der eine und höchste Gott groß geworden. Was er nun so als persönliches Erlebnis in sich trug, das gewann durch das Buch auf einmal Objektivität. Kein Heide wagt mit solcher Glaubensgewißheit von Gott zu reden wie der Christ. Die Gottesgewißheit, die Siu-ts'uen in dem Buche fand, stimmte aber mit der Erfahrung, die er allein unter seinem Volke gemacht hatte. Nun auf einmal wußte Siu-ts'uen, „an wen er glaubte". Es war und blieb aber sein ganzes Leben nicht der „Vater Jesu Christi", sondern der „Alte im Himmel", der den Siu-ts'uen gesandt hat, wie er Jesum gesandt hat. Von Jesus hat er gerne alles angenommen, was nicht gegen seine festgewurzelten Anschauungen von Gott und seinem Beruf verstieß. In diesen Stücken stellte er sich dem „älteren Bruder" so frei gegenüber, wie etwa Jesus dem Alten Testament. Er hat keine Bekehrung erlebt, keine Änderung des Sinnes und Denkens, als er mit Jesus bekannt wurde und sich zu ihm bekannte. Unter dieser Voraussetzung nun war es verhängnisvoll, daß er den Satz annahm, daß die Dämonen die Götzen seien. Diese Erkenntnis hat von nun an seinem Wirken ein konkretes Ziel gesteckt; aber sie hat das, was ihm durch die Vision gegeben war, vergröbert und veräußerlicht. Hätte er gelernt, die Dämonen in erster Linie im Herzen, auch in seinem eigenen, zu suchen, so hätte seine ganze Kraft in andere Richtung gelenkt werden können. Es ist für die Missionspredigt eine Mahnung, eine derartige Bekämpfung des Heidentums nicht ohne die Voraussetzung der Bekehrung zu Christus zu führen. Auch für Paulus dürfen wir annehmen, daß Stellen wie 1. Kor. 10, 20 nicht zu seiner Missionspredigt gehörten, sondern zur Unterweisung der Gemeinde. Es ist (neben 1. Tim. 4, 1) die einzige Stelle in den Briefen, wo er von Dämonen redet, und wie wir annehmen müssen, ist gerade diese von Liang A-fat angeführt

worden. Sonst redet Paulus von den „stummen Götzen oder Idolen" (1. Kor. 12, 2) oder nur den „Idolen" (1. Thess. 1, 9), denen er den lebendigen Gott gegenüberstellt. Schärfer ist der Kampfeston ja in der Offenbarung Johannes. Vielleicht knüpfte der Verfasser auch an Offb. 9, 20 an. In einem solchen Satz liegt, wie nicht erst die Taiping-Bewegung lehrt, die Gefahr, den Fanatismus gegen den Bilderdienst zu entfesseln, und diese Gefahr kann nur durch persönliche Heilsverkündigung vermieden werden, liegt aber bei einer Mission durch Schriftenverteilung stets nahe. Wir wissen freilich von jener Schrift des Liang A-fat nur, daß sie von dem Leben und Sterben Jesu und unter anderem auch über Offb. 21 handelte. Es kommt aber hier nicht darauf an, was der Verfasser schrieb, sondern was der Leser davon verstand und sich aneignen konnte, wenn er das Buch ohne den Anschauungsunterricht, den eine lebendige christliche Persönlichkeit bietet, las. Daß Liang A-fat, den man den ersten evangelischen Christen Chinas nennen kann, eine solche Persönlichkeit war, unterliegt keinem Zweifel. Er war durch die christliche Predigt zur Sündenerkenntnis gekommen, hatte dann bezeichnenderweise zuerst in buddhistischen Übungen Frieden gesucht, ihn aber erst im Glauben an Christus gefunden.[46]) Nachdem er 1816 durch Dr. Milne in Malakka die Taufe empfangen, hatte er seine Familie zum selben Glauben geführt und war als erster evangelischer Prediger jahrzehntelang bis an sein Ende ein treuer Zeuge Christi in Makao und Kanton. Er war gewiß ein Mann, der seine Volksgenossen zu Christus führen konnte; daß aber seine Schrift bei Siu-ts'uen eine solche Wirkung haben konnte, war weniger die Schuld des Verfassers als des Verteilers.

Das Buch also hatte Siu-ts'uen aufgeweckt und wie seines Gottes, so auch seiner eigenen Berufung gewiß gemacht. Es galt nun, zur Tat zu schreiten und den in dem Buch vor-

gezeigten Weg zu gehen. Der erste Schritt auf dem Wege derer, die Gott anbeten wollten, war, wie er aus dem Buch entnahm, die Taufe. Die beiden Freunde Hung und Li erteilten sie sich gegenseitig, indem sie zu Gott beteten und versprachen, keine bösen Geister anzubeten, nichts Böses zu tun, sondern die zehn himmlischen Gebote zu halten. Dann gossen sie, wie sie wohl auch aus dem Buche gelernt hatten, mit einer Schale Wasser über das Haupt und sprachen dabei: „Reinigung von begangenen Sünden, Erneuerung und Wiedergeburt", eine Formel, die auch später in ihrem Kreise beibehalten wurde. Ein frohes Gefühl überkam sie, nachdem sie den ersten Schritt auf der neuen Bahn getan hatten. Siu-ts'uen dichtete folgenden Vers (nach Hambergs Übersetzung):

Wenn unserer Sünden Zahl zum Himmel steigt,
Wie wohl zu glauben Jesu voller Sühne!
Wir glauben nicht dem Teufel, halten fest
Die heiligen Gebote und verehren
Nur Gott, und so erbaun wir unsere Herzen.
Die Herrlichkeit des Himmels offen strahlt,
Und alle Menschen sollen darnach trachten.
Der Hölle tiefer Abgrund tut nur weh;
O kehret um zu Früchten wahrer Buße,
Daß nicht das Herz verstrickt im Bösen bleibe!

Äußerlich hat Siu-ts'uen die christlichen Gedanken in sich aufgenommen, vor allem auch die aus dem Buddhismus ihm so wohl vertrauten Vorstellungen von Himmel und Hölle, doch ohne inneres Verständnis der Sühne und des Kreuzes Christi.

Nun galt es zuerst selbst aller Abgötterei zu entsagen. Die beiden Freunde „warfen ihre Götzen weg", das bedeutete für sie: am Herd den Sitz des „Herdfürsten" mit seinem Papierstreifen, Räucherurne und Lämpchen zu entfernen, ebenso am Boden den des „Erdgeistes" und von der Türe die Bilder der Türgeister wegzutun. Ja sie rissen sogar in richtiger Konsequenz in der Schule den Namen des Konfuzius von der Wand, das

Papier, das die Stätte seiner Verehrung, den „Geistersitz" bezeichnet. Frei von ihrem Dienst geworden, fürchteten sie die Rache der Geister nicht mehr. Aus der späteren Geschichte läßt sich schließen, daß sie von Anfang an auch den Ahnendienst aufgaben. Als Siu-ts'uen im sechsten Monat in seine Heimat zurückkehrte, unterrichtete er seinen Verwandten Hung Tschin und seinen Freund P'ing Jun-schan (Hakka: „P'ung Jun-san", der Name bedeutet „Wolkenberg") in der wahren Lehre und taufte sie in der oben beschriebenen Weise. Nach den Ferientagen gab er Hung Tschin beim Abschied das Buch mit dem Auftrag, es zu studieren und seine Familie und Verwandten in der neuen Lehre zu unterrichten. Das befolgte dieser, stieß aber damit bei den meisten auf begreiflichen Widerstand.

Hung Siu-ts'uen und sein Freund Li aber ließen sich als Abzeichen je ein drei Fuß langes Schwert aus Eisen schmieden mit der Inschrift „Dämonen vertilgendes Schwert", dichteten und sangen ein Lied, das beginnt: „Mit drei Fuß langem Schwert in der Hand, da stillen wir Fluß und Land" und schließt: „Der Tiger ruft, der Drache singt, die Welt ist voll von Licht. Wenn überall der Friede herrscht — ist da die Wonne nicht?!" Ja, das Friedensreich sollte kommen!

Hung Tschin war um seines neuen Glaubens willen schon von seinem älteren Bruder geschlagen worden. Den ersten Zusammenstoß mit der Öffentlichkeit aber hatten die beiden Hung in ihrem Heimatdorf, im Anfang des nächsten Jahres 1844, als sie anläßlich des Laternenfestes (am 15. Tag des ersten Monats) Verse zum Lobpreis der Götzen schreiben sollten und sich weigerten, es zu tun. Die Ältesten straften sie durch einen Vers, den sie auf sie dichteten, und die beiden rechtfertigten sich wieder durch Verse. Eingreifender war, daß die beiden keine Stelle mehr bekommen konnten, da sie den Konfuzius in ihren Schulen nicht mehr anbeten ließen. So beschlossen

sie, als Tusch- und Pinselhändler zu wandern und — wie später die Waldenser — gleichzeitig die wahre Lehre zu verkündigen. Hung Tschin wurde von seinen Verwandten zurückgehalten, so daß er also von diesen Reisen nicht als Augenzeuge erzählen kann, aber P'ing Jun-schan schloß sich mit zwei andern seiner Familie dem Siu-ts'uen an.

2. Die erste Missionsreise.

Die Lehre verkündigend und die gewonnenen Anhänger taufend, zogen sie nun als Pinselhändler von Ort zu Ort, bis sie nach drei Monaten zu den fernen Miau-Stämmen kamen, wo sie einen chinesischen Lehrer gewannen und, da sie sich mit den Ureinwohnern nicht verständigen konnten, ihnen in schriftlichen Aufsätzen ihre Lehre hinterließen. Ob im Anfang die Miau-Stämme unter den Gläubigen eine Rolle gespielt haben, ist fraglich. Später haben sich viele den Aufständischen angeschlossen. De Groot findet den Gipfel der Lächerlichkeit darin, daß die Revue des deux mondes 1861 den Ursprung der ganzen Bewegung bei den Miau sucht mit dem Satze (Vol. 34, S. 20): „Die Miau standen auf, denn sie waren Nachkommen der Überreste der geschlagenen Armeen der Ming-Dynastie, die in den Bergen von Kwangsi Zuflucht gefunden hatten." De Groot fügt dazu mit Recht die Glosse: „Wo die Schlauheit sich aufs Raten verlegt, ist der Unsinn vor der Tür."[47]) Die Miau-tze als Reste der Armee der Ming-Dynastie zu denken, ist natürlich Unsinn. Aber der ganze Abschnitt wird erklärlich, ja sogar geschichtlich wertvoll, wenn man das Wort „Hakka" an Stelle des Wortes „Miau" setzt. Die Hakka waren treue Anhänger der Ming gewesen und hatten nach deren Untergang in den Bergen der Kwangsi-Provinz z. T. Zuflucht gefunden. Bei ihnen war darum auch der Widerwille

gegen die Fremdherrschaft der Mandschu anererbt, und von dort entsprang der politische Aufstand der Taiping. Mit der unsinnigen Verwechslung der Hakka mit den Miau-tze steht die Revue des deux mondes nicht allein, sie zieht sich durch viele ältere wissenschaftliche Werke.[48])

Die Handel treibenden Wanderprediger kamen nun auf dem Rückweg von den Miau-tze eben zu diesen Hakka in der Kwangsi-Provinz in die Gegend, die später den Herd für die ganze Bewegung gebildet hat. 20 Tage irrten sie in den Bergen umher, bis sie im fünften Monat einen Ort namens „Taldorf" erreichten, wo Siu-ts'uens Vettern vom Geschlecht Wang wohnten.[48a]) Einige der Verwandten vom Stamme Wang hatten im vorigen Jahre schon in Siu-ts'uen's Heimat die Taufe empfangen, andere fielen den Predigern der neuen Lehre zu, die mit solcher Überzeugungskraft sprachen, als seien sie vom Himmel herabgekommen. Hundert Leute ließen sich taufen, und als es gar Siu-ts'uen gelang, sich beim Mandarin für den Sohn seines Vetters und Gastfreundes zu verwenden und ihn durch seine Beredsamkeit aus dem Gefängnis zu befreien, wurde der Zulauf noch größer, besonders wurde auch der befreite junge Wang ein eifriger Bekenner. Nach fünf Monaten sandte Siu-ts'uen zunächst P'ing Jun-schan mit einigen Genossen zurück in die Kanton-Provinz, um einen Monat später, Ende 1844, selbst nachzufolgen, nachdem er beinahe das ganze Jahr abwesend gewesen war. Jun-schans Genossen kehrten zurück, jener selbst aber blieb in der Kwangsi-Provinz hängen, da „sein ganzes Gemüt aufs Predigen gerichtet war", und man wußte jahrelang nichts von ihm. Siu-ts'uen aber hielt in den nächsten Jahren wieder in seiner Heimat Schule.

Aus dieser Zeit stammt das Charakterbild, das Hung Tschin von ihm entwirft. Siu-ts'uen, der sonst so freundlich und fröhlich gewesen war, war ernster, strenger und oft abstoßend

in seiner Rede und Weise geworden. Er ließ keine Vertraulichkeit mehr aufkommen. Wenn Freunde seine Lehre nicht annehmen wollten, so pflegte er zu sagen: „Wer die wahre Lehre Gottes und Jesu nicht glauben will, ist, wenn auch ein alter Bekannter, doch nicht mein Freund, sondern ein Dämon; hingegen alle, welche an die wahre Lehre Gottes und Jesu glauben, sind wahre Brüder des Himmels, sind wahre Freunde. Die, welche mir nicht glauben, kann ich ja nicht in den Himmel führen, auch können sie mich nicht in die Hölle ziehen; jeder muß seinen eigenen Weg gehen. Wenn Vater und Mutter, Weib und Kinder mir nicht glauben, so kann ich mich nicht mit ihnen verbunden fühlen." Stritt jemand mit ihm, so wurde er aufgeregt und pflegte zu sagen: „Dieser Mensch hat kein Gewissen; er vergißt der großen Gnade Gottes und verachtet das Verdienst Jesu. Ich bemühe mich, dich zu belehren, und du hörst mich nur mit Leichtsinn an. Du bist wahrhaft vom Teufel verstrickt u. s. f."[49]) Es ist genau derselbe Eindruck, den Li Siu-tscheng, der spätere „Fürst der Treue" (Tschung Wang) in seiner Selbstbiographie ausspricht: „Sein heiteres Wesen hatte einem düsteren Ernste Platz gemacht. Man hörte ihn nur davon reden, daß das Volk Schangti anbeten und sich erneuern müsse."[50]) Der Berliner Missionar Voskamp ließ sich gerne von den alten Kämpen, die mit Siu-ts'uen gezogen waren, in dessen Heimat von ihm erzählen. Immer wieder erwähnten sie im vertraulichen Gespräch — denn es durfte auch 40 Jahre später noch nicht laut werden, wer es mit dem großen Rebellen gehalten hatte — den außerordentlichen Eindruck, den Siu-ts'uen auf jeden, der sich ihm nahte, gemacht habe: „Ohne sich mit dem Rücken oder seitwärts anzulehnen, saß er stundenlang aufrecht da in seinem Stuhle, die Füße etwas auseinander gestellt und die Hände auf die Knie gestützt. Niemals setzte er sich auf den Boden, niemals hielt

er die Füße übereinander gelegt. Wie die alten Bilder der Kaiser Wen und Wu, so blickt einen das klobige Antlitz des großen Revolutionärs an." „Wenn er ausging," erzählten die Leute weiter, „sah er sich nicht um, blickte weder links noch rechts. Er sprach viel weniger als zuvor; das Lachen hatte er sich ganz abgewöhnt. Dabei war seine Rede immer ernst und strenge. Es schien ihm gleichgültig, mochte sie den Umstehenden gefallen oder nicht. Auch ließ er es bei den Reden nicht bewenden. Wo immer er ging, griff er handelnd im Leben ein, um Mißbräuchen und Lastern zu steuern."[51]) Wenn man an jenes Wort des Konfuzius denkt, daß die alten Kaiser nichts taten, um die Welt zu regieren, als daß sie würdevoll dasaßen und nach Süden (d. h. geradeaus) blickten, so sieht man, wie dies Ideal des goldenen Zeitalters in Siu-ts'uen lebendig war und gewiß ganz unwillkürlich sich auswirkte. Wie harmlos pflegen sonst in China die jungen Lehrer miteinander zu sein, wie kauern sie in munterem Plaudern miteinander auf dem Bettrand oder auch am Boden! Für Siu-ts'uen war dies nicht mehr möglich. Wohl war er erst 31jährig, aber er trug ein kaiserliches Bewußtsein in sich.

Wir hören nun in keiner Weise, daß er geschäftig bemüht gewesen wäre, etwa in geheimen Bünden sich Anhang zu verschaffen und Umsturz zu planen. Wen der Himmel zum Herrscher bestimmt hat, dem wird er auch den Weg ebnen. Nur vertrauten Freunden gegenüber sprach er von seiner Zukunft, in Schriften und Aufsätzen legte er seine Gedanken nieder. Sie wurden später in dem Taiping-tschau-schu (Buch der Taiping-Dynastie) in Nanking gedruckt. Darin lebt u. a. auch die starke Empfindung, daß die Mandschu-Dynastie eine Fremdherrschaft für China bedeute, ein politisches Motiv, das nun immer mehr neben das religiöse tritt. In der Vision selbst und in der ursprünglichen Verkündigung hatte es noch kaum

eine Stelle. Es ging Siu-tſ'uen ähnlich wie Luther, bei dem auch mit der Zeit neben das religiöse das nationale Motiv trat. Angeregt war es überhaupt in China, wie oben bemerkt, durch die Niederlage, die die Mandschu-Regierung 1842 von den Europäern erlitten hatte. Da erwachte das Nationalgefühl des jungen China. Li Tschin-kau, der damals 20jährige, erzählt später: „Als wir seine Träume hörten, fielen ihm unsere Herzen zu, und wir dachten, gewiß habe der Himmel unser Seufzen erhört und diesen Mann erwählt, bessere Zeiten heraufzuführen.“ [52]) Bei Siu-tſ'uen verstärkte es nur das Bewußtsein, zum Herrscher berufen zu sein, das er in sich trug. Eine geschichtliche Erinnerung kam dazu: Gerade vor 500 Jahren war in China eine andere Fremdherrschaft gestürzt worden. Der Stifter der Ming-Dynastie hatte die Mongolen vertrieben. So wollte Siu-tſ'uen in gleicher Weise die Mandschu verjagen, und als ihm einst geträumt hatte, daß ihm eine rote Sonne in die Hand gegeben werde, schrieb er folgendes Gedicht:

Jetzt nach 500 Jahren die wahre Sonne scheint
Und dies Leuchterkäferlichtlein mit ihr zu zanken meint.
Hoch steht sie dort am Himmel, und Nebel schwinden gleich.
Sie scheint, und bald verstecken sich Teufel und ihr Reich.
Von Ost, West, Süd und Norden zu ihr sich alles neigt.
Und der Barbaren Haufen ihr Huldigung erzeigt.
Der Kugel Pracht verdunkelt das große Sterngezelt,
Ihr klares Licht alleine bestrahlt die ganze Welt.

Immer mehr lebte er sich in den Gedanken ein, daß er der Herrscher der Nationen sei und sprach Ideen aus, die sich merkwürdig mit denen des amerikanischen Präsidenten Wilson decken.

„Wenn Gott mir helfen wird“, sagte er einmal, „unser Eigentum wieder zu gewinnen (d. h. China von den Mandschu zurückzugewinnen), dann werde ich alle Nationen ermahnen, jede das Ihrige zu behalten und nicht einander gegenseitig zu berauben und zu beschädigen; wir wollen Umgang pflegen in

Weisheit und Belehrung; wir wollen mit Höflichkeit und guter Sitte einander aufnehmen; wir wollen im Frieden Verkehr haben und zusammen dem gemeinsamen himmlischen Vater dienen; zusammen dem Befehle des gemeinsamen himmlischen Bruders unseres Heilandes gehorchen. Dieses ist mein Wunsch gewesen, seitdem meine Seele zum Himmel entrückt worden ist." Es ist das echt chinesische Ideal des Pazifismus, des „großen Friedens" (Taiping), das in ihm lebte. Ihm verband sich das alles wie von selbst in seinem Berufsbewußtsein, und so floß es auch in seine religiösen Lieder, von denen eines lautet:

Hocherhabner Vater droben, Gott der Nationen!
Du erhältst in Gnaden alle, die auf Erden wohnen.
In sechs Tagen schufst die Welt du mit Gebirg und Meeren,
Teiltest aus und gabest jedem, dankbar dich zu ehren.
Vater, du uns nah Verwandter, schrecktest die Dämonen,
Gabest dein Gesetz zu lehren alle Nationen,
Sandtest Jesum, der sein Leben hingab für die Sünden,
Sandtest Siu-tsʻuen, diese Wahrheit allen zu verkünden.

---

3. Siu-tsʻuen bei Roberts.

Es war ein großes Ereignis für die neuen Gottesanbeter, als sie die christliche Mission kennen lernten. Sie hatten ja keine Ahnung, daß die Schrift Liang A-fats eine christliche Gemeinde und ein Missionswerk voraussetze. Sie war ihnen nur als eine für China bestimmte Offenbarung des Himmels erschienen. Wenn vom „Himmelreich" die Rede war, so verstanden sie das unmittelbar von China. Daß der „Himmel oben" und „China unten" zusammen die Welt bilde, war seit ältester Zeit ihre Anschauung. Daß die Barbaren am Rande der Welt, die neuerdings den „Sohn des Himmels" mehr belästigten, auch in einer Beziehung zum Himmel und zu Gott stehen könnten, konnte ihnen nicht einfallen. So war auch ein historisches Verständnis des Evangeliums ausgeschlossen.

Die geographische Unkenntnis hat stets die konfuzianische Weltanschauung von der chinesischen Theokratie gestützt, so daß Gützlaff in jener Zeit recht hatte, ein Geographiebuch zu schreiben, „um die stolzen Chinesen ein wenig zu demütigen, weil sie in ihrer Hoffart ihr Land für das größte Stück Erde halten.“ [53]) Wo aber die kaiserliche Regierung solche Ansichten vertrat, wie konnte da ein einfacher Dorfschulmeister besser unterrichtet sein!

Nun entdeckte er zwar nicht, daß das Evangelium von Europa zu ihnen gekommen sei, aber zunächst einmal, daß es auch unter den „fremden Teufeln“ Gottesanbeter gebe.

Die Geschichte der Begegnung Siu-ts'uen's mit Missionar Roberts ist darum besonders genau, ja intim erzählt, weil wir hier sozusagen einen „Wir-Bericht“ haben, der Berichterstatter Hung Tschin selbst an den Ereignissen teilgenommen hat. Im achten Monat des Jahres 1846, als ein Bekannter von Kanton zurückkam, erhielten die Gebrüder Hung zuerst die Nachricht, daß ein fremder Missionar vom Geschlechte Lo (Roberts, von den Chinesen auch einfach A-lo-Ko = „Bruder Lo“ genannt), dort dieselbe Lehre wie sie verkündige. Sie hätten gerne die kleine Reise nach Kanton gemacht, um ihn aufzusuchen, konnten aber zunächst ihre Schule nicht verlassen. Ehe sie nun im folgenden Jahr 1847 ihren Plan ausführen konnten, kam ihnen der erste Gehilfe des Roberts, Thu (Tschiu?) Thau-hang, der von Siu-ts'uen gehört hatte, entgegen, durch ein freundliches Einladungsschreiben des Inhalts: „Da ich von Mu (einer dritten Person) gehört habe, daß Sie, werter Herr, vor etwa zehn Jahren ein Buch bekommen haben, ähnlich der Lehre von Jesu, die in unserer Kapelle verkündigt wird, so würden wir, sowohl der Missionar als die Brüder, uns freuen, wenn Sie, geehrter Bruder, uns besuchen wollten und hier diese Lehre predigen.“ Auf diesen Brief hin begaben sich Siu-ts'uen und

Tschin zusammen nach Kanton, fanden den Missionar Roberts in seinem Hause am Wu-sien-men („5 Genientor") und blieben etwa einen Monat dort. Sie wurden in der christlichen Lehre unterrichtet und bekamen auch einen Einblick in die Gehilfenschar, die sich um Roberts gesammelt hatte. Gerade dieser Einblick stieß den fein empfindenden und klugen Hung Tschin zurück, während Hung Siu-ts'uen davon unberührt blieb. Hung Tschin merkte, daß zwei Gehilfen des Roberts vom Geschlecht Wang die Anstellung neuer Prediger zu verhindern suchten, und so faßte er in der Stille den Entschluß, lieber daheim sich als Arzt sein Brot zu verdienen, als in diesen Kreis einzutreten; Siu-ts'uen war harmloser und ging später in die Schlinge, die die beiden ihm legten. Zunächst wünschte Roberts, daß auch seine Prediger die Heimat der Hung für einige Tage besuchen, um die Verbindung herzustellen, und sandte seinen ersten Gehilfen Thau-hang mit einem andern dorthin. Mit Freuden führten die Brüder Hung die Glaubensgenossen in ihrer Heimat ein, Hung Tschin aber, der mißtrauisch geworden war, blieb zu Hause und ließ Siu-ts'uen allein wieder mit den beiden nach Kanton ziehen. Was Hung Tschin befürchtet hatte, trat ein, und ein Brief jenes Predigers Thau-hang teilte ihm mit, daß Siu-ts'uen Kanton verlassen habe und in die Kwangsi-Provinz gereist sei. Die beiden Wang hatten ihn weggebracht.

Um ihre Ränke zu verstehen, müssen wir uns in die Zeit Gützlaffs zurückversetzen. J. J. Roberts war sein nächster Mitarbeiter gewesen.[54]) Gerade diese beiden hatten sich in Hongkong absichtlich an die einfachen Leute gewandt mit der Predigt des Evangeliums im Gegensatz zu der zu gelehrt erscheinenden Missionsarbeit eines Dr. Legge u. a. Seit 1843 erst war Hongkong gegründet, und was dort zusammenströmte, war z. T. der Auswurf der chinesischen Bevölkerung. Die sittlichen Zustände der Chinesen, die losgelöst von der Zucht der Heimat,

nur um Geldes und Genusses willen sich dort zusammenfanden, müssen schlimm gewesen sein. Unter all den Möglichkeiten, Geld zu verdienen, bot sich nun eine, die lohnend und bequem zugleich erschien, das war die, als christlicher Prediger bei Gützlaff oder Roberts zu dienen. Wer etwas Selbstgefühl hatte, stellte sich gewiß nicht so in den Dienst der fremden Lehre; aber die einen trieb der Hunger, andere brauchten Geld für Opium u. s. f. Gewiß waren auch einzelne Redliche dabei. Wie furchtbar aber Gützlaff betrogen wurde, ist in der Missionsgeschichte bekannt. Er mußte erst durch Hamberg, der ja mit Lechler 1847 angekommen war, vor die Tatsache gestellt werden, und wollte sie selbst da noch nicht sehen. Roberts scheint etwas vorsichtiger gewesen zu sein, denn schon 1847 wies er jeden zurück, der ihm nur um Geldes willen zu kommen schien. Darauf bauten nun die beiden Wang ihren Plan und veranlaßten Siu-tsʻuen, der mittellos nach Kanton gekommen war, schon vor der in Aussicht genommenen Taufe Roberts zu bitten, ihm nach derselben einen bestimmten Gehalt, wie ihn die andern auch bekamen, zuzusichern. Der Plan gelang. Roberts schöpfte Verdacht und verweigerte ihm zunächst die Taufe, und da Siu-tsʻuen sich ohne Geld nicht länger in Kanton aufhalten konnte, so ließ man ihn ziehen. Wiederum ein Ereignis von ungeheurer Tragweite! Für die Mission eine mächtige Warnung, wie unehrliche Prediger dem Werke furchtbaren Schaden tun können! Roberts selbst wird nirgends eine Schuld zugeschrieben, und Siu-tsʻuen hat sich auch später dankbar seiner erinnert und ihn an seinen Hof nach Nanking geladen. Seine Schuld war nur, daß er solche Elemente unter seinen Predigern hatte. Er selbst wird freilich innerlich erleichtert gewesen sein, den eigenartigen Mann, der ihm in offener Weise in einem Aufsatz seine früheren Erfahrungen mitgeteilt hatte, los zu sein. Was aber hätte es bedeutet,

wenn man ihn in den Dienst des Evangeliums hätte stellen können! Er wäre bereit dazu gewesen, sich ganz der Mission zur Verfügung zu stellen, begehrte ja die Taufe vom Missionar, wollte also seine eigene nicht mehr gelten lassen! Die größte Bedeutung des Besuchs von Siu-tsʻuen bei Roberts liegt darin, daß er das Versäumnis der Mission bezeichnet, die diese Gabe Gottes nicht zu verwerten verstand. Ob Siu-tsʻuen selbst das Wesentliche in seiner christlichen Erkenntnis und seinem inneren Leben von diesem Besuch davongetragen, wird man mit Recht bezweifeln.[55]) Er traf nun in der Kwangsiprovinz Gemeinden an, die auf der Grundlage erbaut waren, die er vor seinem Besuch in Kanton gelegt hatte, und auf dieser baute sich das Werk weiter. Ganz ohne Förderung kann freilich die Zeit des Unterrichts nicht für ihn gewesen sein.

3. Kapitel.

Der Geistesfrühling in der Kwangsi-Provinz.

1. P'ing Jun-schan.

P'ing Jun-schan, der redlichste und eifrigste Anhänger Siu-ts'uens, hatte von dem Verkehr mit Kanton nichts erfahren, er kannte nichts als seinen Propheten und das Buch. Aber die neue Wahrheit hatte seine Seele so erfaßt, daß er sie verkündigen mußte. Er hatte, als er im Spätjahr 1844 von jener ersten Missionsreise aus der Kwangsi-Provinz zurückkehren wollte, unterwegs einige Taglöhner getroffen, hatte alte Bekanntschaften erneuert und willige Ohren für seine Predigt gefunden. Die Leute waren angestellt, Erde zu tragen, wohl zu Damm- oder Wegebauten; so ging er mit ihnen, nahm auch die Tragstange auf seine Schulter und trug Erde, Last um Last, in flachen Körben herbei. Ob auch die Schulter schmerzte und der Rücken erlahmte bei der ungewohnten Arbeit, er achtete es nicht, konnte er doch, während sie auf den schmalen Wegen hintereinander gingen und in den Ruhepausen zusammensaßen, von dem reden, wovon ihm das Herz voll war, der „Lehre von Jesu, daß, wer an ihn glaube, das ewige Leben erlange." Trotz aller geschichtlichen Mißverständnisse und aller geographischen Unkenntnis müssen doch die einfachen Hauptsätze des Evangeliums diesen Mann im Innersten ergriffen haben. Auch von seinem Freunde Siu-ts'uen redete er und dessen Entrückung zum Himmel. Aber dies war ihm mehr Beweis für die Wahrheit des Buches als eigentlicher Inhalt seines Glaubens.

Die Erdarbeiter wurden von dem demütigen Eifer dieses Mannes überwunden, und bald ließen sich zehn unter ihnen taufen. Ihr Dienstherr erfuhr von seinem merkwürdigen Erdeträger, und auch er konnte seinem Einfluß nicht widerstehen und wurde mit einem Teil seiner Verwandten gläubig. Er stellte nun Jun-schan in seinem Hause als Lehrer an. Als solcher wirkte dieser mit unermüdlicher Predigt, und über 2000 Personen sollen in diesen Jahren am „Dornberg“ [56]) die Taufe empfangen haben. Unter diesen waren mehrere der angesehensten Führer im späteren Taiping-Reich, z. B. Jang Siu-ts'ing und Siau Tschau-kuei, die später beide als „Fürsten“, der „östliche“ und „westliche Fürst“ eingesetzt wurden.

Von dieser weiten Ausbreitung seiner Lehre hatte der Prophet, der selbst im „Vaterland“ geblieben war, wo er weniger „Annahme“ gefunden hatte, nichts erfahren. Nun aber, nachdem sich die Aussicht, als christlicher Prediger der Mission zu dienen, für ihn zerschlagen hatte, er auch — wie man schließen muß — für 1848 keine Lehrerstelle angenommen hatte, hielt ihn nichts mehr, seinen verschollenen Freund und die Gläubigen in der Kwangsi-Provinz aufzusuchen. Geld hatte er freilich keines zur Reise, ja er wäre völlig mittellos gewesen, hätte ihm nicht jener erste Gehilfe von Roberts, der sein Weggehen bedauerte, zum Abschied 100 Käsch (= 10 Zents) geschenkt. Wohlgemut nahm er sein Kleiderbündel auf den Rücken, um zu Fuß den Weg zu machen, da er die Bootsreise nicht bezahlen konnte. Von seinen Kleidern gedachte er unterwegs das eine oder andere Stück zu versetzen oder zu verkaufen, um weiterzukommen. Da fiel er unter die Räuber, die ihm alles abnahmen. Aber gerade in dieser bittersten Not bewährte sich sein Glaube. Hamberg erzählt, daß ein Mann Siu-ts'uen in seiner Not durch ein wohlbekanntes Sprichwort aufrichtete, das er ihm zurief: „Wenn die Leine zerreißt, so

flickt man sie wieder; und wenn das Boot an der Sandbank ist, so öffnet sich der Wasserweg." Dieses Wort stärkte ihn, da er fand, daß es mit seiner Lehre übereinstimme. Den Westfluß war er von Kanton entlang gewandert über Tschauking (Siuhing) auf Teking zu. Nun wagte er es doch, ein Reiseboot zu benützen und fand bald Leute, die ihn unterstützten, als sie sahen, daß er nichts zu essen habe. Als sie ihn nach dem Zweck seiner Reise fragten, antwortete er: „Um die Lehre des wahren Gottes zu predigen" und benützte nun ohne Scheu die Gelegenheit, auf dem Boote sieben Tage lang die Wahrheit des Christentums zu verkündigen. So kam er durch die Hilfe seiner Reisegenossen wieder ein Stück weit in die Kwangsi-Provinz hinein, in die Nähe seines Verwandten Wang in „Taldorf", wo er von dem Aufenthalt und dem Erfolg seines Freundes P'ing Jun-schan erfuhr. Unverzüglich begab er sich zu ihm.

Nun wirkten die beiden zusammen, und ihr Einfluß dehnte sich bald auf mehrere Kreise der Kwangsi-Provinz aus. Auch reiche und gelehrte Männer schlossen sich der neuen „Gesellschaft der Gottesverehrer", wörtlich der „Gottesgesellschaft" (Schangtihwei) an, indem sie ihre Götzen entfernten und — wie wir annehmen dürfen — auch allem heidnischen Wesen: der Wahrsagerei und Geomantie, Zauberei und Totenbeschwörung, ja auch dem Konfuzius- und Ahnendienst[57]) absagten. Ihre Anhänger gingen nun in die Tausende, so daß auch ihr Führer sich eher getrieben fühlen konnte, in die Öffentlichkeit zu treten.

2. Der Götze von Siang-tschou.

Es war ein besonderes Ärgernis, das den Stein ins Rollen brachte, wie es einst bei Luther auch eines solchen Anlasses bedurfte. Und zwar war es, der ganzen Richtung seines

religiösen Wirkens entsprechend, ein besonders Anstoß erregender Kult, der Siu-ts'uen als Konfuzianer wie als Christen in gleicher Weise erzürnte. Wie in der chinesischen Volksreligion überhaupt die Lokalkulte meist für ihre Gegend viel größere Bedeutung haben als die Verehrung der allgemein anerkannten Gottheiten, so war es auch hier. Ein Götze im Siang-Kreis (Hsiang-tschou), mit dem sonst nicht bekannten Namen „Kam-wang" (König Kam), hatte von weither den größten Zulauf. In den Legenden über die Lokalgötter pflegt der Aberglaube seine üppigsten Blüten zu treiben, und unverstandene Reste ältester religiöser Überlieferung mögen sich da mit jüngsten Einfällen der Phantasie verbinden. Meist sind solche Sagen überaus nichtssagend und sittlich wertlos. In diesem Fall waren sie sittlich anstößig, so daß sich jeder ernste Konfuzianer hätte davon abwenden müssen, wenn man nicht gerade diesem Götzen eine besondere Macht zugeschrieben hätte. Schon das Bild selbst war majestätisch und furchteinjagend, wie selbst Siu-ts'uen und seine Genossen empfanden. Die Legende sagte von jenem nun göttlich verehrten Kam, ein Geomant habe ihm einst eine glückbringende Grabstätte gewiesen mit den Worten: „Durch Blutbestattung würde für ihn und seine Nachkommen großes Glück entstehen"; darauf habe er seine Mutter getötet und an der Stelle begraben, wo sein eigenes Grab gemacht werden sollte. Er habe ferner seine eigene Schwester zu schlechtem Umgang gezwungen u. s. w. Es ist nicht unsere Aufgabe aufzuspüren, was in solcher Sage Spuren von uraltem Mythus sind, das wäre auch Siu-ts'uen ferne gelegen. Es lag aber am Tage, daß ein solcher Kult auch sittlich verderblich wirken mußte, hieß es doch von dem Götzen, er höre besonders gerne liederliche Gesänge, und wenn jemand übel von ihm rede, so strafe er ihn mit Leibweh. Durch Medien übte er eine solche Macht auf die Leute aus, daß selbst Mandarine

ihm nicht zu widerstehen wagten. So kam es einmal, daß ein solcher „Knabe" (t'ung, wie man die Medien nennt) zum Tragsessel des vorbeiziehenden Kreisrichters lief und von ihm ein „Drachenkleid", d. h. ein prächtig gesticktes Gewand für seinen Götzen forderte.

Von alledem erfuhr Siu-ts'uen, und „da er dieses hörte, entbrannte sein Zorn, und er sprach: „Solche böse Geister vertilgte ich, als meine Seele im Himmel wandelte"", und machte sich mit Jun-schan und zwei Begleitern auf den Weg in den Siang-Kreis. Nach zwei Tagen trafen sie im Tempel ein. Zuerst wollte ihnen wohl der Anblick des Götzen Furcht einjagen, dann aber ergriff Siu-ts'uen einen Stock und zerschlug das Bild, indem er dem Götzen seine zehn Sünden vorhielt: „Erste Sünde: Muttermord; zweite Sünde: Das Höhnen Gottes; dritte Sünde: Erfüllung der Herzen der Kinder Gottes mit Furcht; vierte Sünde: Verlangen nach der Speise der Kinder Gottes" u. s. f. bis zur Erpressung des Drachenkleids. Gerade aus diesem dem Götzen vorgehaltenen Sündenregister geht am klarsten hervor, daß es für Siu-ts'uen nur die reinsten Motive waren, die ihn trieben: Eifer um die Ehre Gottes und Mitleid mit dem betrogenen Volk, den „Kindern Gottes".[58]) Reiner und höher waren gewiß seine Beweggründe als bei den meisten Bilderstürmern der Kirchengeschichte. Will man die Taiping-Bewegung verstehen, so darf man nicht an diesem ihrem ersten Auftreten vorübergehen, so wenig man ohne Luthers Kampf gegen Tetzel die deutsche Reformation versteht. Mit einem Satz wie: „Die Gesellschaft gefiel sich bald in der Zerstörung von Tempeln und allerlei Drangsalierung ihrer Mitbürger" (Erkes) ist nichts erklärt. Nach Siu-ts'uens ganzer bisheriger Führung mußte dies seine erste Tat sein, und bei dem großen sittlichen Ärgernis, das gerade dieser Kult bot, war es eine Tat, wohl wert, den Auftakt zu dem großen Werk einer Neugestaltung

des ganzen chinesischen Reiches zu bilden. Die Nächstbeteiligten nahmen den Schlag verhältnismäßig ruhig hin. Die Leute der Gegend setzten wohl 100 Taler Belohnung auf die Ergreifung des Täters aus, ein Medium aber verkündigte im Namen des Götzen: „Diese Leute sind wahrhaftig, ihr könnt ihnen nichts tun, ihr müßt nur mein Bild wieder zurecht machen und die Sache damit gut sein lassen." Es ist die Erfahrung von Apostelgeschichte 16, 17, die man in der Mission schon oft von solchen Medien gemacht hat.

---

3. Die ersten Proben.

Die Tat des Führers war für die Anhänger das Signal zu vielen Götzenzerstörungen, worüber sich natürlich der Teil der Einwohnerschaft aufregte, der nicht zu ihnen hielt. Es ging nun den in China gewöhnlichen Weg. Ein Eingreifen der Polizei oder des Staates gibt es in solchen Dingen nicht. Kein Mord wird gesühnt, es sei denn ein Kläger da, und nur angesehene „Bücherleser" wagen, eine Klage einzureichen. So stellte sich auch hier ein reicher Graduierter an die Spitze der Gegenpartei und reichte die Klage ein, nun aber nicht wegen Götzenzerstörung — denn das wäre kein Klagegrund — sondern wegen Aufruhrs. Daß es genau wie in Luk. 23, 2 des falschen Zeugnisses bedurfte, hat keine Darstellung der Taiping-Geschichte klargemacht. Selbst Schüler schreibt: „Sie sollten verhaftet werden wegen Zerstörung von Götzenbildern in Tempeln" (S. 155). Die Götzen waren aber bei der konfuzianischen Regierung nur geduldet, ihre Zerstörung niemals ein Verbrechen. Um so deutlicher wird hier wieder die Zuverlässigkeit von Hambergs Bericht, sie seien verklagt worden, daß sie zwar „unter dem Vorwand Gott zu verehren die Tempel zerstörten; daß sie aber in der Tat aufrührerisch gesinnt

seien". Die Verehrung Gottes schien unanfechtbar. Um die Gegner ins Gefängnis zu bringen, bedurfte es, wie es heute noch in China die Regel ist, der Bestechung des Richters, da die Anklage offensichtlich falsch war. Die Feinde der Gottesanbeter hatten Erfolg: P'ing Jun-schan und ein anderer wurden in P'ing-nan-hsien (am Westfluß) ins Gefängnis geworfen.

Die Wirkung dieser ersten Verfolgung auf Siu-ts'uen war zunächst niederschmetternd. In einem wehmütigen Gedicht beklagt er das Schicksal des Freundes, der mit ihm zusammen gepredigt hatte, und schließt mit den Worten: „Der Weg des Himmels ist ja fleckenlos; hat Gott wohl kein Erbarmen?" „Wenn wir um der Lehre willen solche Verfolgung leiden, was kann wohl die Absicht Gottes sein?" dachte er. Schon das zeigt, daß er innerlich in keiner Weise auf das Leiden um des Glaubens willen vorbereitet war. Davon hatte er in der Vision nichts erfahren, in dem Buch des Liang A-fat nichts verstanden und, wie es scheint, auch in Kanton nichts gelernt. Aber eines wußte er nun seither doch, daß er als Gottesanbeter und Jünger Jesu mit seinen Anhängern nicht allein dastehe, sondern daß es eine Christenheit gebe, und daß die chinesische Regierung sich schon mit der Frage der Duldung der Christen beschäftigt habe. So begab er sich nach Kanton, um den Statthalter K'i Jing aufzusuchen, von dem er hörte, daß er sowohl für Chinesen als für Fremde beim Kaiser die Erlaubnis ausgewirkt habe, das Christentum zu bekennen und auszuüben. K'i Jing war ein Mann „von europäischem Ruf", sein Name war (nach der Revue des deux mondes) „das Symbol einer neuen Politik des Wohlwollens gegen die Fremden, der Toleranz, des Liberalismus; er bedeutete eine Art Jung-China." [59]) Der französische Gesandte hatte ihn, der kaiserlicher Kommissar und Vizekönig der beiden Provinzen Kwangtung und Kwangsi war, dazu vermocht, einen entscheidenden Schritt

für die verfolgten Katholiken zu tun, und daraufhin hatte er eine Eingabe an den Kaiser gemacht, die begann: „Nach einer gründlichen Untersuchung habe ich in Erfahrung gebracht, daß die Religion des „Herrn des Himmels" (tien tschu: der katholische Gottesname) diejenige ist, welche alle Nationen des Westens verehren und bekennen. Ihr Hauptzweck ist, zum Guten zu ermahnen und das Böse zu unterdrücken. . . . Wenn nun der französische Gesandte La-ko-ni (Lagrenee) verlangt, daß man die chinesischen Christen, welche Gutes tun, von Strafen freispreche, so scheint mir das recht und billig. Ich wage darum E. M. zu bitten, künftighin die Chinesen wie die Fremden, welche die christliche Religion bekennen und zu gleicher Zeit sich keiner Ordnungswidrigkeit oder keines Verbrechens schuldig machen, von jeder Strafe freizusprechen geruhen zu wollen u. s. w." Das Gesuch wurde genehmigt und mit der kurzen kaiserlichen Antwort vom 19. Tag des 11. Monats (28. Dez.) 1844: „Ich genehmige das Gesuch. — Achtet darnach!" veröffentlicht.[60]) Es blieb freilich auf dem Papier, bis 1860 China genötigt wurde, mit der Duldung der Christen Ernst zu machen. Siu-ts'uen hatte davon Kunde bekommen und hoffte, persönlich beim Vizekönig Duldung für seine Gemeinde erwirken zu können. Dem Vizekönig wäre es wohl möglich gewesen, in seinen eigenen Provinzen diesem Edikt mehr Geltung zu verschaffen, als es im übrigen Reich genoß. Und auch wenn Siu-ts'uen sein Anliegen nicht vor K'i Jing gebracht hätte, so hätten doch die Verhandlungen ihn wieder in Verbindung mit der evangelischen Mission in Kanton bringen können. Nun aber erfuhr er schon bei der Ankunft in Kanton, daß K'i Jing zehn Tage zuvor nach Peking abgereist sei. Auch dieses wieder ein bedeutungsvoller „Zufall". Wir sind hier einmal wieder in der Lage, die Genauigkeit des Hambergschen Berichts nachzuprüfen. K'i Jing wurde tatsächlich 1848 auf

einen anderen Posten versetzt.[61]) Wäre er beim Ausbruch des Taiping-Aufstandes noch in Kanton gewesen, so hätte er den religiösen Charakter der Bewegung wohl eher erkannt.

Während Siu-ts'uen nach Kanton reiste, sammelten die Brüder in Kwangsi mehrere hundert Dollar, um ihren Freund und Lehrer Jun-schan aus dem Gefängnis zu befreien, schrieben auch eine Apologie ihrer Lehre, der die zehn Gebote beigegeben waren. Beides zusammen bewog den Beamten, Jun-schan freizugeben, nachdem sein Genosse im Kerker gestorben war. Freilich sollte Jun-schan durch zwei Gerichtsdiener nach Kwangtung gebracht und dort gegen Bürgschaft freigegeben werden. Unterwegs aber gewann er seine Begleiter für seinen Glauben, so daß diese bereit waren, ihren Dienst aufzugeben und mit nach „Dornberg" zu gehen. Voll Freude opferte die Gemeinde Pferde und Ochsen und pries Gott für die Befreiung. Junschan aber zog weiter in die Kwangtung-Provinz, um Siu-ts'uen wieder aufzusuchen. Dieser aber war seinerseits in die Kwangsi-Provinz gereist gewesen, kam aber bald zurück, und so verlebten sie das Ende des inhaltsreichen Jahres 1848, das für Siu-ts'uen und Hung Tschin mit dem Besuch in Kanton begonnen hatte, in ihrer Heimat. Ein halbes Jahr blieben sie dort, dann zog es Siu-ts'uen und Jun-schan wieder nach Kwangsi. Es war, ohne daß sie es wußten, der Abschied für immer, als sie im 5. Monat des Jahres 1849 wieder nach „Dornberg" reisten, von Freunden mit dem nötigen Reisegeld versehen. Hung Tschin blieb zurück und ging von da an seinen eigenen Weg, bis er im Januar 1859 in schwerer Stunde bei seinem alten Freunde in Nanking erschien und dem neuen Reiche wichtige Dienste leistete. Das letzte, was er ihm in der Heimat erweisen konnte, war, daß er ihm im Spätjahr 1849 die Geburt seines ersten Sohnes mitteilte, die unter bedeutungsvollen Umständen erfolgte: Zur Stunde der Geburt seien viele tausend Vögel in

der Luft erschienen in der Größe von Raben und Elstern und haben sich auf den Bäumen hinter Siu-ts'uen's Haus niedergelassen, wo sie etwa einen Monat sich aufgehalten haben. Das Volk glaubte, die Vögel huldigen dem neugeborenen König.

Wir geben noch eine Schilderung Hung Tschins von Siu-ts'uens Äußeren, der sich nun mit 35 Jahren den Bart wachsen ließ, was sonst in China nur Greise tun.[62]) Er beschreibt ihn „als einen Mann von ansehnlicher Größe, mit rötlichem Gesicht (vergl. oben S. 15 den Namen „Feuerglanz") erhabener Nase, schwarzem Haar, fußlangem rotbraunem Bart, metallheller Stimme, bei dessen Lachen das ganze Haus widerhallt, mit ungewöhnlicher Kraft und seltenem Verstande begabt."[62a])

---

4. Das Leben der Gemeinde am „Dornberg".

Hier, da unsere Schilderung den Rahmen der Biographie verläßt, läßt uns gleichzeitig der bisherige Führer im Stich. Mag auch bei Hamberg im folgenden noch manches aus Hung Tschin's Mitteilungen stammen, so hat er doch gewiß auch aus anderen Quellen geschöpft. Wir haben keine authentische Schilderung jenes Gemeindelebens in seinen Anfängen, ehe es in den Kriegssturm hineingezogen worden ist, auch über den Ausbruch des Aufstandes selbst haben wir nicht ebenso zuverlässige Zeugnisse wie über das bisherige Leben der Führer und über die späteren Zustände im Taiping-Heer. Es ist, als ob wir einen Strom in seinem oberen und unteren Lauf kennten, während uns der mittlere Teil mehr verborgen ist. Es ist aber keine trübe Flut, die bisher an uns vorbeigezogen ist, und nach mehreren Kriegsjahren finden wir bei allen gerechten und einsichtsvollen europäischen Beurteilern nur das Staunen über die sittliche und religiöse Höhe, die der eigentliche Kern des Taiping-Heeres trotz der entsittlichenden Wirkung des Krieges zeige.

Wenige Monate, nachdem die Taiping Nanking eingenommen hatten, knüpften die Engländer im April 1853 mit ihnen Verbindung an, indem der Hongkonger Gouverneur Bonham mit dem Dampfboot Hermes durch die Befestigungen am Jangtse-Strom durchbrach. „In dem Augenblick, da die Taiping erfuhren, daß die Engländer Christen seien und neutral bleiben wollten, waren sie freundlich gegen uns“ [63]), schreibt ein Teilnehmer der Fahrt. Es war kein Missionar dabei, aber sowohl der Kapitän Fichbourne als der Dolmetscher Meadows hatten Interesse für religiöse Fragen. Sie sprachen sich höchst überrascht aus „über den Eifer, mit dem die Taiping die Religion zur Hauptsache machen bei ihrem Unternehmen und zum wichtigsten Gegenstand des Gesprächs“ und ebenso über „das Dekorum und die Sittlichkeit, worauf überall gedrungen wird“. Es lag den Taiping viel daran, daß auch die Europäer sie als Christen anerkannten, so gaben sie ihnen einen großen Pack ihrer Bücher mit. Es waren aber nur zwölf verschiedene Schriften in vielen Exemplaren, wie der damals bedeutendste Sinologe Missionar Medhurst in Shanghai, dem sie zur Untersuchung übergeben wurden, mitteilte, darunter ein Kalender, die zehn Gebote mit Erläuterungen, das erste Buch Mose, die Geschichte ihrer Offenbarung, Regeln für die Organisation der Armee, verschiedene Edikte vom Anfang des Aufstandes, Gebete und Lieder, z. T. Schriften, die „ein christlicher Missionar Wort für Wort unterschreiben könne“.[64]) Diese Schriften geben uns einerseits einen Einblick in die Geschichte des Krieges, sie zeigen uns aber vor allem den religiösen Besitz, den die Gemeinde gehabt haben muß, ehe sie in den Krieg trat, denn es war die immer wieder ausgesprochene Überzeugung der Taiping, daß allein der Glaube ihrer kleinen Schar den Sieg über die ganze Macht des Kaiserreichs verliehen habe. Die ersten Besucher in Nanking schätzten die Zahl der „eigent-

lichen Rebellen" oder „Fanatiker", „Mormonen", „Puritaner" oder wie man sie heißen wolle, auf 7—8000, andere sprachen von 5—6000 „alten Anhängern" aus der Kwangsiprovinz, die „der besonderen Hilfe des Allmächtigen sicher zu sein glaubten". Das gibt uns eine Vorstellung von der Zahl der Gottesanbeter, die sich um die Gemeinde am „Dornberg" geschart hatten. Wer seinen Glauben und seine Sittlichkeit durch drei Kriegsjahre bewährt hat, der muß sie vorher gehabt haben. Es ist eine ganz unmögliche Annahme, daß es „im Anfang ein beutesüchtiger Räuberhaufe gewesen sei und erst neuerdings ein religiöses Moment eingeflößt worden sei", wie der Bischof von Hongkong meinte. Es war von Anfang an eine kämpfende Gemeinde wie die der Wiedertäufer in Münster oder der Mormonen in Amerika. Darüber lassen die Schriften der Taiping gar keinen Zweifel.

Außer diesen Büchern, die 1853 im Gebrauch der Taiping waren, haben wir noch eine wichtige Urkunde in dem Fragebogen, den die Missionare in Shanghai dem ihnen wohl bekannten, damals zum „Schildfürsten" erhobenen, Hung Tschin zusandten und der von ihm beantwortet und vom North China Herald am 11. August 1860 veröffentlicht worden ist. Daraus geht hervor, daß die Sitten und Bräuche seit den Anfängen der Gemeinde vielfach dieselben geblieben waren. Es ist zugleich ein bedeutsames Zeugnis für die Kwangsi-Leute, daß Hung Tschin, der sechs Jahre nach jener ersten Fahrt der Engländer nach Nanking kam mit der Absicht, einem wahrhaft christlichen Geiste in dem neuen Reich zum Sieg zu verhelfen, sich auf den christlichen Charakter jener Kerntruppen verlassen konnte. Wohl mußte er schreiben: „Selbst unter den Kwangsi-Leuten findet sich weniger religiöse Wärme als es im Anfang der Fall war."[65]) Aber wir müssen bedenken, daß dazwischen wieder weitere sechs Jahre der schwersten Kämpfe nach außen

und auch furchtbarer innerer Wirren lagen. Wir können nach alledem nicht hoch genug denken von den Anfängen, von diesem Geistesfrühling, der mitten in den abgelegenen Bergen der Kwangsiprovinz erblüht war, ohne daß Europäer eine Ahnung davon hatten, fast ohne daß die christliche Mission etwas dazu getan hatte. Es war ein bodenständiges Christentum, das deshalb auch Li Hung tschang, der mit dem Vorurteil behaftet war, daß Christentum etwas Europäisches sei, gar nicht europäisch anmutete und nicht als „Christentum" erschien (siehe oben S. 32). Es ist ein Christentum von apostolischer Einfachheit, das auch in seinen Geisteswirkungen an die apostolische Zeit erinnert, ein Christentum von großer Lauterkeit, aber mit einer bedeutsamen Schranke, die all den Bewegungen in der Kirchengeschichte gemeinsam ist, die „das Schwert genommen" haben und deren Träger darum vielfach auch „durch das Schwert umgekommen" sind.

„Schangti-hwei",[66]) „Gesellschaft der Gottesverehrer", nannte sich die Gemeinde am „Dornberg" und knüpfte damit auch ganz von selbst an die alten Formen der Gottes- oder Himmelsverehrung an, wie sie z. T. heute noch im chinesischen Volk üblich sind.

Als Jun-schan 1848 glücklich aus dem Gefängnis zurückkam, opferten sie Pferde und Ochsen. So las man es schon in dem jedermann bekannten historischen Roman der „drei Reiche", daß Kwan-yü, der spätere Kriegsgott, mit seinen Freunden „dem Himmel ein weißes Roß und der Erde eine schwarze Kuh geopfert habe".[67]) Pferde zu schlachten ist sonst in Süd-China nicht üblich, aber als Opfer für den Himmel scheinen es die Gottesanbeter wieder aufgenommen zu haben. Als Siu-ts'uen von Kanton zurückkam, wußte er wohl, daß die Christen keine Tieropfer mehr zu bringen pflegen, dies vielmehr nur alttestamentlicher Brauch gewesen sei; aber er ließ es bestehen,

um es später abzuschaffen. Daß er solche Opfer „eingeführt" habe, um sie als Mißbräuche dann wieder abzutun, ist doch eine etwas seltsame Vorstellung bei Hamberg.[68]) Gewiß hat er die Opferbräuche in den Gemeinden am Dornberg vorgefunden, wohin er ja unmittelbar von dem christlichen Unterricht in Kanton aus kam, und sie dann — da man nicht darauf verzichten wollte — genauer geregelt. Bei Heiraten, Begräbnissen, an Neujahr oder beim „Monatsfest" (nach der Geburt eines Sohnes) wurden solche Opfermahlzeiten gehalten, bei denen das Fleisch zuerst dem Himmel dargebracht und dann verzehrt wurde. Hung Tschin antwortet auf die Frage der Missionare nach dem Sinn dieser Opfer: „Es sind bloße Dankopfer, nicht Sühneopfer. Der Fürst weiß ganz gut, daß sie als Teil des Gottesdienstes völlig nutzlos sind; auch macht weder er selbst noch ich je Gebrauch davon. Er ordnete sie nur an aus Anbequemung an die rohen, sinnlichen Vorstellungen eines Volkes, das eben erst aus dem Heidentum hervortaucht."

Am meisten verbreitet ist die Anbetung des Himmels im chinesischen Volk bei der Hochzeit. Nach einer eingehenden Schilderung von Doolittle aus der Fukien-Provinz,[69]) die Ku Hung-ming auch für die Gegenwart bestätigt,[70]) vollzog sich bei den Chinesen die eigentliche Eheschließung in folgender Weise: Ein Tisch wurde in der Halle des Hauses nahe dem Lichthof „vor dem Himmel" aufgestellt, zwei Kerzen und die Räucherurne darauf. Vor diesem Tisch fiel das Brautpaar achtmal auf die Knie, dem Lichthof zu, durch den der Himmel hereinsah, jedesmal in tiefem Stillschweigen das Gesicht zur Erde beugend. Nachher drehte sich das Brautpaar um, um die im Hintergrund der Halle befindlichen Tafeln der Ahnen zu verehren.

Geradeso war die Andacht bei den „Gottesverehrern" in der Kwangsiprovinz. Dem Lichthof zu gerichtet lagen sie auf

den Knien, während einer ein Gebet vorlas, und wenn getauft wurde, stand dort ein Tisch mit zwei Kerzen und drei Täßchen Tee, wie man sie in den Tempeln aufzustellen pflegt. Aber die Verehrung der Ahnen unterließen sie. Das Sündenbekenntnis, das der Täufling verlas, wurde nach alter chinesischer Sitte verbrannt, um es zu Gott kommen zu lassen,[71]) eine Sitte, gegen die Hung Tschin später ankämpfte.

Die Gottesdienste wurden bei Nacht gehalten. Ob dies von Anfang an der Fall war oder erst in der Kriegsnot, wird sich schwer entscheiden lassen. Da es allgemein so gehalten wurde, auch wo nicht gekämpft wurde, so scheint es wohl der ursprüngliche Brauch zu sein und erklärt sich daraus, daß man wie alle mehr oder weniger geheimen Gesellschaften Aufsehen vermeiden wollte. „Der Sabbath wird dadurch gefeiert," schreibt Hung Tschin, „daß man um Mitternacht zum Gebet und Lob Gottes zusammenkommt. Sobald der Friede hergestellt ist, wird der Sabbath streng gefeiert werden. Er wird am Samstag gehalten." Ob ein Kalenderfehler vorlag, oder das Alte Testament den Grund bildete, daß man den Sabbath in der Nacht von Freitag auf Samstag feierte, ist nicht auszumachen. Ausgeschlossen ist auch das letztere nicht, da Siu-ts'uen von Kanton die Bibel mitgebracht hat, die wir 1853 z. T. in dem Besitz der Taiping finden, und immer mehr die Bibel sein maßgebendes Gesetzbuch wurde. Wie heute in der Mission der christliche Kalender mit der Angabe der Sonntage von großer Wichtigkeit ist gegenüber dem kaiserlichen heidnischen Kalender mit seinen Glücks- und Unglückstagen und seinem Wust von Aberglauben, so empfand auch Siu-ts'uen bald das Bedürfnis, seiner Gemeinde einen Kalender mit der göttlichen Sabbathordnung zu geben.

Schlicht und einfach sind auch die Taufbräuche: Die Täuflinge wurden gefragt, ob sie versprechen wollten, keine bösen

Geister anzubeten, nichts Böses zu tun und die zehn himmlischen Gebote zu halten. Darauf wurde ein Sündenbekenntnis im Namen der Täuflinge geschrieben und verbrannt, womit die Überreichung desselben an Gott bezeichnet wurde. Nachdem ihnen mit den oben genannten Worten „Reinigung der begangenen Sünden, Erneuerung und Wiedergeburt" eine Schale Wasser über das Haupt gegossen war, tranken sie von dem Tee, der aufgestellt war, oder dem Taufwasser und wuschen Brust und Herzgegend, um die Reinigung der Herzen anzudeuten. Einen vorbereitenden Taufunterricht gab es so wenig wie in der apostolischen Zeit, ebenso konnte jeder am andern die Taufe vollziehen.

Das Abendmahl dagegen wurde nicht gefeiert. Die Stiftung Jesu kann ja dem Führer der Taiping nicht unbekannt geblieben sein, aber sie blieb ihm innerlich fremd trotz aller Worte über „das Verdienst Jesu", und so hat er sie auch nie eingeführt. Noch 1860 antwortet Hung Tsching auf die Frage nach dem Abendmahl: „Es wird nicht gefeiert und ist den Taipings unbekannt. Wein wird bei keinem ihrer religiösen Gebräuche verwendet, und auch der Privatgebrauch desselben ist streng durch das Gesetz untersagt."

Tritt bei der äußeren Ordnung des Gottesdienstes die Anknüpfung an chinesische Bräuche stark in den Vordergrund, so ist dagegen der Inhalt der Gebete rein christlich. Wir dürfen gewiß annehmen, daß sie von Siu-ts'uen selbst stammen, der gerade die religiöse Führung der Gemeinde nie aus der Hand gegeben hat. Sie erinnern nur manchmal in der Form leise an chinesische Tempelgebete, so namentlich bei Festen und Opfern wie z. B. beim Monatsfest, das bei den Chinesen stets gefeiert wird, wenn ein Söhnlein einen Monat alt ist. Siu-ts'uen hat auch diesem eine christliche Form gegeben und anstelle der Vorstellung vor den Ahnen ein schönes Weihegebet vorgeschrieben,

das beginnt: „Dein unwürdiger Sohn hat in Andacht etliche Opfergaben bereitet und betet nun zu dir, unserem himmlischen Vater, daß du dieses kleinen Kindes, das nun einen Monat alt ist, dich gnädig annehmest." Diese Weihe des Kindes trat somit an die Stelle der Kindertaufe, die ja auch in der Baptistenmission, die Siu-tsʻuen bei Roberts kennen gelernt hatte, nicht üblich ist.

Im übrigen ist man überrascht von der Reinheit und Tiefe dieser Gebete. Man möchte fragen, wie stark hierbei der Einfluß der Baptisten war, die von jeher ihre Christen mit schönen Worten selbständig beten gelehrt haben. Inhaltlich stimmen Siu-tsʻuen's Gebete aber im allgemeinen mit seinem ersten Lied, das er nach der Taufe gedichtet hat, überein (s. oben S. 36). Namentlich ist die objektive Erlösung durch Jesus meist stark betont. „Um des Verdienstes Jesu willen" und „dein Wille geschehe" kehrt fast in allen Gebeten am Schluß wieder, ob es nun Bitten um Schutz und Bewahrung, um das tägliche Brot oder auch um Genesung in Krankheit sind. Das tägliche Morgen- und Abendgebet, wie es in allen Familien gebraucht wurde, lautet: „Ich, dein unwürdiger Sohn (oder Tochter), der ich am Boden knie, bitte dich, den großen Gott, unseren himmlischen Vater, daß du mir deinen gnädigen Schutz gewähren und fortwährend deinen heiligen Geist verleihen wollest, damit er mein böses Herz umändre und mich nie mehr durch dämonische Einflüsse betrogen werden lasse. Sieh mich aber stets in Gnaden an und erlöse mich auf immer von dem Bösen (dem Teufel) durch die Verdienste unseres Heilandes und himmlischen Bruders, der uns von der Sünde erlöst hat. Auch bitte ich dich, den großen Gott, unseren Vater im Himmel, daß dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Schaue herab und erhöre diese meine Bitte, — das ist meines Herzens aufrichtiges Begehren." [72])

Die trinitarische Doxologie gehörte zu jeder Sonntagsfeier.[73]) Von „Irrlehren" kann in der Anfangszeit nicht die Rede sein, zumal auch die Persönlichkeit Siu-ts'uens in keinem Gebet genannt wird. Auch bei der Aufnahme in die Gemeinde gibt es kein Bekenntnis zu Siu-ts'uen wie im Islam „Allah ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet".[74])

Trotzdem, daß die Gottesverehrer sich der Erlösung durch Christum getrösteten, hat doch ihr ganzes Christentum einen dem Konfuzianismus verwandten alttestamentlichen Zug. Wie bei den Puritanern genießt das Gesetz Gottes die höchste Verehrung. An erster Stelle stehen bei den Taiping stets die „himmlischen Vorschriften", d. h. die zehn Gebote Gottes. Sie haben mit den einfachen Erläuterungen, die Siu-ts'uen dazu gab, wie sie z. B. ein Taschenbüchlein für alle Soldaten[75]) enthält, den hohen sittlichen Stand der Gemeinde bestimmt. Als allgemeine Regel galt, daß Wein, Tabak und Opium verboten sei. Leben, Eigentum und Ehe des anderen wurde geachtet. Die nachfolgende Schilderung wird zeigen, wie sehr dies auch in der wilden Kriegszeit der Fall war. Übertretung wurde mit dem Tode bestraft. Von den sozialen Einrichtungen der Taiping haben wir keine genaue Kunde. Bekannt sind die Trennung der Geschlechter und der Kommunismus. Das erstere ist in den großen chinesischen Häusern ohnedies bis zu einem gewissen Grad durchgeführt, daß nämlich die Frauen mit ihren Kindern den einen Flügel des Hauses bewohnen, die Männer den andern, doch so, daß jede Familie eine eigene Kammer hat, wo sie auch beisammen sein können. Wie weit hier Siu-ts'uen noch in der Friedenszeit besondere Maßregeln getroffen hat, ist schwer zu sagen, jedenfalls wurde später bei den wandernden Heeren scharfe Aufsicht geübt.[76]) Hamberg schreibt nur, daß die Geschlechter getrennt und für den Unterricht in Klassen geteilt wurden, und daß sie in den Versammlungen verschiedene Plätze

hatten, wie es heute noch in den Christengemeinden der Fall ist. Jedenfalls zeigte sich Siu-tsʻuen auch da als tüchtiger Organisator.

Was den Kommunismus betrifft, so heißt Siu-tsʻuens Erklärung zum 8. (bezw. 7.) Gebot: „Der Himmel hat Reichtum und Armut geordnet, deshalb sollte einer dem andern beistehen. Wer stiehlt oder plündert, übertritt dies Gesetz und wird zur Hölle fahren.“ [77]) Eine Verurteilung des Privateigentums findet sich dort nicht. Erst Ende 1850 wurde befohlen, alles unbewegliche oder schwerbewegliche Eigentum zu verkaufen und das Geld in eine gemeinsame Kriegskasse zu legen. Ein Vergehen gegen diesen Befehl wurde dann auch einmal mit dem Tode bestraft.[78]) Aber vor 1850 scheint der Kommunismus dem der Apostelgeschichte geglichen zu haben. Es ist freilich nur eine unbestimmte Nachricht, die sagt: „Die Gottesverehrer wohnten damals weit umher zerstreut in Gemeinden von ein- bis zwei- oder dreihundert Seelen und hatten Gütergemeinschaft untereinander. Alle Armen, welche sich der Gemeinde anschlossen, wurden gespeist und gekleidet.“ [79])

Genauer sind wir dagegen über die Anfänge der ekstatischen Erscheinungen unterrichtet, die bei einem solchen neuen und intensiven Gemeindeleben nicht ausblieben. Während sich im Gebiet der chinesischen Volksreligion kaum wird eine Parallele finden lassen, entsprechen sie sehr genau den mit den Geistesausgießungen der apostolischen Zeit und allen christlichen Erweckungsbewegungen verbundenen Erscheinungen.

„Es geschah hie und da,“ berichtet Hamberg, „ein oder auch etliche Male im Monat, daß der eine oder andere von den Brüdern während des Gebets vom Geist ergriffen wurde und in besondere Entzückung geriet.“ [80]) Besonders war es Jang Siu-tsʻing, der als „Ost-Fürst“ später einen großen z. T. sehr verhängnisvollen Einfluß auf die ganze Bewegung gehabt hat.

Er war der geborene Schwarmgeist. Aus sehr armen Verhältnissen und darum wohl auch ungebildet, schloß er sich mit ganzem Herzen den Gottesverehrern an. Dort verlor er bei einer Versammlung (wie Zacharias) plötzlich die Sprache und blieb zwei Monate lang stumm. Später wurde er öfters so vom Geist ergriffen, daß er zu Boden fiel und sein ganzer Körper in Schweiß geriet. In solcher Entzückung „weissagte" er (um das Wort des Paulus in 1. Kor. 14 zu gebrauchen), d. h. im Namen „Gottes des Vaters" strafte er die Anwesenden, oft mit Namensnennung, ermahnte sie, gab Weisungen, was zu tun sei, und Aufschlüsse über die Zukunft. Neben ihm gewann in der Gemeinde am „Dornberg" Siau Tschau-kwei besonderen Einfluß, der spätere „West-Fürst". Er pflegte im Namen Jesu zu reden und seine Worte waren milder als die Jangs. Auch von wunderbaren Krankenheilungen wird erzählt. „Es ist aber sehr schwer," schreibt der vorsichtige Hamberg, „bei diesen Geschichten den wahren Verlauf der Sache zu ermitteln, und man tut deshalb besser, nicht viel davon zu reden." Für den weiteren Verlauf der Bewegung war aber dieses ekstatische Element, das nicht von Siu-ts'uen ausgegangen war, von großer Bedeutung. Da solche Offenbarungen aufgeschrieben und gesammelt wurden, sind wir vielleicht in der Lage, den Anfang dieser Erscheinungen festzustellen. Das „Buch der himmlischen (d. h. kaiserlichen) Verordnungen und Erklärungen des kaiserlichen Willens, herausgegeben im zweiten Jahr der Taiping-Dynastie: (Zyklus) Jin-tze (1852)", das auch einfach das „Buch der Proklamationen" heißen kann,[81]) beginnt mit folgender Einleitung: „Im 3. Monat (April) des Jahres Mou-schin (1848) kam unser himmlischer Vater, der große Gott und höchste Herr, herab in die Welt und wirkte unzählbare Wunder und Zeichen, begleitet mit offenbaren Beweisen, die in dem „Buch der Proklamationen" enthalten sind. Im 9. Monat (Oktober)

desselben Jahres kam unser himmlischer Bruder, der Heiland Jesus, in die Welt und offenbarte eben so unzählige Wunder und Zeichen, die in dem „Buch der Proklamationen" stehen.

Der Zweck dieser Einleitung ist nichts anderes, als die in der Gemeinde geschehenen Offenbarungen, die im folgenden verzeichnet sind, als ein „Herabkommen des Vaters" und des „älteren Bruders" zu bezeichnen. Sie werden gewiß als „Herabkommen" bezeichnet, weil die ekstatischen Erscheinungen in der Gemeinde sich deutlich unterschieden von der „Entrückung", die Siu-ts'uen bei seiner Berufsvision erlebt hatte. Und zwar sind es zwei Arten von Offenbarungen, die in der Gemeinde gegeben wurden: bei den einen sprach, wie oben erwähnt, der himmlische Vater (besonders durch Jang Siu-ts'ing), bei den andern Jesus (durch Siau Tschau-kwei). Die erste begann also im April 1848, die zweite im Oktober des Jahres.

Wenn dies der Sinn der Einleitung zum „Buch der Proklamationen" ist, dann hat ihn nicht nur Ostertag bezw. sein Gewährsmann mißverstanden, der das Ganze als eine der Ekstasen Jangs erklärt,[82]) sondern wahrscheinlich schon Hung Tschin, der auf jenem Fragebogen behauptet, Hung Siu-ts'uen habe außer seiner Berufsvision im Jahr 1837 noch einmal eine Vision gehabt im Jahre 1848. „Da erschien ihm der große Gott in Begleitung seines Sohnes Jesus, um ihn über die Art und Weise zu belehren, wie er die Last der Regierung zu tragen vermöchte."[83]) Das ist sehr auffallend, da in der von Hamberg mitgeteilten Lebensgeschichte, die Hung Tschin 1848 noch miterlebt hat, nichts von einer solchen bedeutsamen Vision enthalten war, es sich auch damals nicht um eine „Last der Regierung" handeln konnte. Es wird aber alles klar, wenn dieses „Herabkommen Gottes und Jesu" im Jahr 1848 auf den Anfang des „Buchs der Proklamationen" geht, das tatsächlich eine Art Gesetzbuch für die Gemeinde bildete. Sehr

erklärlich wird das Mißverständnis daraus, daß Hung Tschin gar keinen Geschmack an den in diesem Buch aufgezeichneten Visionen hatte und sie auch nicht gelesen hat. So kannte er wohl nur den Anfang des genannten Buches und bezog ihn auf eine ihm früher unbekannte Vision Siu-ts'uen's. Eine vertrauliche Aussprache über solche Dinge schloß ja die Würde des Kaisers damals aus.

Einen wertvollen Beitrag zur Anfangsgeschichte der ekstatischen Erscheinungen in der Gemeinde der Gottesverehrer liefert ein im übrigen selbständiger Bericht, den Neumark verwertet hat. Doch enthält er im einzelnen Ungenauigkeiten. Dort heißt es: „Siu-ts'uen erfuhr 1849, daß in Kanton einige sehr merkwürdige Ereignisse unter der Gemeinde der Gottesverehrer stattfänden, es komme immer häufiger vor, daß einer mitten im allgemeinen Gebet in Ekstase falle und weissage, und oft seien die Worte unverständlich und meist in Rhythmen gefaßt. Einer habe sogar gegen die Jesuslehre gesprochen und führe manche aus der Gemeinde irre. Die Gemeindeglieder haben nun die merkwürdigeren von den Aussprüchen aufgezeichnet und ihrem Stifter zur Prüfung vorgelegt usw." [84])

Statt „Kanton" muß es ja sicher „Kwangsi" heißen. Wenn aber jene ekstatischen Erscheinungen wirklich im Jahr 1848/9, während die beiden Führer Siu-ts'uen und Jun-schan in ihrer Heimat in Kwangtung waren, zuerst aufgetreten wären — was mit den oben genannten Daten sich schwer vereinen läßt —, so hätte sich auch hier die oft erlebte Tatsache bewahrheitet, daß die Schwarmgeisterei bei der führerlosen Herde ausbricht.[85]) Sehr wahrheitsgetreu scheint die Schilderung zu sein, wie die Gemeindeglieder die Aussprüche sammeln und nachher ihrem Führer vorlegen und dieser dem Inhalte nach entscheidet, was „von Gott" und was „vom Teufel" sei. Es ist ein eigenartiger Beleg zu der von vielen vertretenen Auf-

fassung von 1. Kor. 12, 3, wonach es auch in der korinthischen Gemeinde vorgekommen sei, daß Leute in der Ekstase riefen „Verflucht sei Jesus", und Paulus diese Ausrufe auch ihrem Inhalt nach beurteilt habe. Siu-tsʻuen habe den, der gegen die Jesuslehre gesprochen, aus der Gemeinde ausgeschlossen.

Das „Buch der Proklamationen" enthält viele genau datierte Offenbarungen aus der Kriegszeit. Aus der Anfangszeit dagegen wird uns nur ein ganz rätselhaftes Orakel mitgeteilt, es lautet: „1849, 3. Monat, 16. Tag. In der Kreisstadt Kwei sagte unser himmlischer Vater, der große Gott und höchste Herr: auf der Spitze des Kau-lau-Hügels, genau in der Form eines Kreuzes, ist ein Pinsel. Bete!" [86]) Wir wollen nicht zu raten suchen, ob mit dem Pinsel der „Geisterpinsel" gemeint sei, der zum Wahrsagen dient, nur darauf hinweisen, daß gerade dieser einzige uns zur Verfügung stehende Spruch, der der Anfangszeit angehört, aus einem Zeitraum stammt, in dem — wie oben ausgeführt — die beiden geistigen Führer abwesend waren.

Wir werden solche Begleiterscheinungen jeder Geistesausgießung nach dem Neuen Testament zu würdigen wissen; aber sprechen nicht auch sie in ihrem Teil dafür, daß wir in der Kwangsi-Provinz in diesen Jahren 1848—50 einen Geistesfrühling sehen dürfen mitten in einem Heidentum, das in seinem vollen Unwert durch die Verehrung des Götzen Kam in Siangtschau gekennzeichnet ist?

4. Kapitel.

Die Taiping im Aufstand.

1. Der Anlaß zum Aufstand.

Wo religiöse Kräfte bei einer Bewegung wirksam werden, werden sie nicht selten von der Profangeschichte übersehen oder unterschätzt, so ist es auch bei der Frage nach den Gründen der Taiping-Bewegung geschehen, wenn auch nicht alle so oberflächlich geurteilt haben, wie der Herausgeber von Li Hung-tschangs Memoiren, der 1913 schreibt: „Vielleicht ist es hier am Platze zu erklären, daß die Horden der Taipings ohne irgend eine besondere Veranlassung über die wehrlosen Bewohner von Kiangsi, Anhuei, Tschekiang und Kiangsu herfielen, raubend und zerstörend und die kaiserliche Gewalt von Peking verhöhnend.“ [87]) Etwas tiefer geht die Schilderung von Abbé Huc: „Zunächst ist es ein einfacher und isolierter räuberischer Streifzug; dann vereinigen sich Böswillige, um sich den Mandarinen zu widersetzen, welche jenem Unwesen steuern wollen. Bald darauf sieht man eine kleine Armee heranziehen, die aus der Hefe des Volkes besteht, endlich ruft sich der Anführer der Diebesbande zum Generalissimus aus, nimmt politische und religiöse Interessen zum Deckmantel seiner Empörung, lockt die geheimen Gesellschaften an, die so zahlreich im Lande vorhanden sind, erklärt sich als den, der die chinesische Nationalität gegenüber der Usurpation der Mandschu-Dynastie aufrecht erhalten will, nennt sich Kaiser unter dem pomphaften Titel „Tien-te“ (himmlische Tugend), gibt sich für den jüngeren Bruder Jesu

Christi aus, und so kommt ein Reich von 300 Millionen an den Abgrund des Verderbens und geht seiner nahen Auflösung entgegen."[88]) Das ist das Urteil, das sich Huc, der große Kenner Chinas, 1854 nach der Bekanntgabe der Taipingbücher gebildet hat. Den christlichen bezw. monotheistischen Charakter der Bewegung glaubt er sich aus der Teilnahme von chinesischen Mohammedanern und der Kenntnis katholischer Bücher erklären zu können. Im wesentlichen wird — abgesehen von den letztgenannten Vermutungen — die Schilderung Huc's heute noch die Meinung der meisten Schriftsteller wiedergeben, nur daß man mehr für die Unterdrückten Partei nimmt und die Unvermeidlichkeit der Revolution aus den sozialen und politischen Verhältnissen zu erklären sucht. Schon Huc sagt, es dürfe in China nicht überraschen, daß ein einfacher Räuberaufstand gewissermaßen einen nationalen Charakter annehmen könnte, denn China sei jederzeit der klassische Boden der Revolutionen gewesen, seine Annalen seien nichts als Aufzählungen einer langen Reihe von Volksaufständen und politischen Umwälzungen. Er weist dann für die Gegenwart hin auf die Verbreitung der geheimen antidynastischen Gesellschaften auf der einen und die unerhörten Erpressungen der Beamten auf der anderen Seite, so daß teils Unwillen, teils Elend und Verzweiflung das Volk den Insurgenten in die Arme getrieben habe. Vielleicht habe auch das geheime Einimpfen europäischer Ideen einigen Einfluß auf den Ausbruch der Insurrektion gehabt. — Es ist gewiß richtig, die Taiping-Rebellion zunächst in den großen Rahmen der chinesischen Aufstände zu stellen, die sich durch die Jahrhunderte ihrer Geschichte hinziehen, richtig auch, auf die Mißstände hinzuweisen, die immer von neuem solche Revolutionen hervorriefen, wie es z. B. Ku Hung-ming tut, der vor allem die soziale Not betont und erklärt, durch den Handel mit Europa und die Einfuhr des Opiums sei in den Küstengegenden der

Unterschied zwischen reich und arm so groß geworden, daß „die Armen überhaupt die Möglichkeit verloren, ihr Leben zu fristen". „Als sie fanden", schreibt er, „daß sie trotz der äußersten Anstrengung ihrer Arbeitskraft nicht imstande waren, Leib und Seele beisammen zu halten, da blieb ihnen nichts anderes übrig, als rasend zu werden, sich zu erheben und mit Gewalt das Krebsgeschwür am Volkskörper aufzureißen. Dieses Aufreißen des nationalen Krebsgeschwürs einer gemeinen und verschwenderischen Konsumption im damaligen China ist gegenwärtig bekannt unter dem Namen des Taipingaufstandes."[89]) Dieses Urteil von Ku Hung-ming ist, wie es bei ihm zu sein pflegt, mehr geistreich als richtig. Der Aufstand der Taiping ist nicht in erster Linie eine Erhebung der Armen. Er richtete sich sodann wohl gegen das Opium, die Taiping waren aber im übrigen offener für den europäischen Handel als die anderen Chinesen. Ihr Kampf gegen den Götzendienst wird damit gar nicht erklärt.

Ganz eigene Wege geht de Groot. Er geht aus von einem eingehenden Studium der kaiserlichen Dekrete und will darnach die ganze Geschichte der Bewegung beurteilen.[90]) Bedenkt man, wie falsch die Beamten oft gerade über neuauftauchende Bewegungen im Volke unterrichtet sind und wie absichtlich falsch sie oft darüber berichten, so ist es ein eigenartiges Unternehmen, die Geschichte auf diese Erlasse zu bauen. Durch die selbständige Stellung, die der europäische Forscher diesen Erlassen gegenüber einnimmt, glaubt er doch die Wahrheit daraus ermitteln zu können. Sie geben ihm ein ganz überwältigendes Material in die Hand, um nachzuweisen, daß die kaiserliche Regierung von jeher eines ihrer wichtigsten Anliegen in der Ketzerverfolgung hatte. Religiösen, besonders buddhistischen Genossenschaften aufzuspüren und dieselben, auch wenn sie keinerlei politische Tendenzen haben, zu verfolgen,

bis sie in der Verzweiflung zu Rebellen werden, scheint nach diesen Forschungen eine der Hauptbeschäftigungen der chinesischen Regierung gewesen zu sein. So allein glaubte sie für ihre Sicherheit sorgen und jeden Aufstand im Keim unterdrücken zu können. De Groot nennt eine Reihe von Beamten mit Namen, die sich als „Ketzerjäger" ausgezeichnet und es verstanden haben, an jedem neuen Wirkungskreis den verstreuten Samen der Ketzerei zu entdecken und durch Verfolgung neue Aufstände zu entfachen. Den Hauptherd der Aufstände aus religiösen Gründen hat er im Süden der Hunanprovinz gefunden, und der Umstand, daß kurz vor dem Ausbruch des Taiping-Aufstandes dort wieder größere Unruhen waren, ist ihm Beweis dafür, daß die Taiping-Bewegung auch im südlichen Hunan ihren Ursprung genommen und sich dann von dort aus nach der Kwangsi-Provinz verbreitet habe. Da die chinesische Regierung im Anfang keinen Unterschied machte zwischen Hung Siu-ts'uen, P'ing Jun-schan, Jang Siu-ts'ing, den bekannten Führern der Taiping und anderen Rebellen, so glaubt de Groot auch keinen Unterschied machen zu sollen und erklärt alles, was Hamberg u. a. über Siu-ts'uen und die Kwangsi-Gemeinden berichten, für Legende, ohne doch selbst eine eigene Erklärung für den christlichen Charakter der Bewegung beizubringen.

Wir haben im bisherigen nachgewiesen, daß wohl die Vision des Siu-ts'uen mit dem Christentum nichts zu tun hatte, daß aber die Bewegung, die von ihm in der Kwangsi-Provinz angeregt worden ist, wesentlich christlichen Charakter hatte und sich damit von allen buddhistischen Vereinen unterschied. Wir werden im folgenden sehen, wie sehr sie auch von den geheimen politischen Gesellschaften, die kaum mehr einen religiösen Charakter hatten, verschieden war und wie sie sich mit ihnen auseinanderzusetzen hatte.

Der Ausbruch des Aufstandes ist in der Gemeinde der Gottesverehrer wohl mehr vorausgeahnt als vorbereitet worden. Kraft einer der Gemeinde gewordenen Offenbarung ließ Siu-ts'uen im Anfang des Jahres 1850 seine Familie in die Kwangsi-Provinz nachkommen. Die Offenbarung lautet: „Im 30sten Jahr Kaiser Tau-kwangs (1850) werde ich Not und Trübsal senden. Ihr, die ihr beharrt im gläubigen Vertrauen, werdet errettet; die Ungläubigen aber werden mit Pest heimgesucht werden. Nach dem achten Monat werden Felder sein, aber keine Menschen, sie zu bauen und Häuser, aber keine Menschen, darin zu wohnen."[91]) Siu-ts'uens Mutter, Frau, Kinder, Schwägerinnen, alle seine Verwandten mit ihren Kindern zogen nun zu ihm.[92]) Eine Seuche scheint in jenem Jahr ausgebrochen zu sein. Jedenfalls wurde es denkwürdig durch den Tod des Kaisers Tau-kwang, an dessen Stelle Hienfung trat.

Gegen Ende dieses Jahres 1850 griff die Gemeinde der Gottesverehrer zu den Waffen. Was war der Anlaß? De Groot schreibt: „Ein halbes Jahrhundert mußte die Welt sich begnügen mit Meadows Ansicht, daß der Ausbruch verursacht wurde durch von den Engländern geschlagene Seeräuber, die an der Küste von Kwangtung landeten und dort unter den Hakka Unruhen stifteten, in die Siu-ts'uen und seine Familie hineingezogen wurden."[93]) Es scheint uns auch sehr zweifelhaft, ob diese ans Land verschlagenen Seeräuber eine große Rolle dabei gespielt haben. Viel wichtiger ist jedenfalls, daß der Haß, der sich zwischen den eingesessenen Punthi und den eindringenden Hakka vor allem im Westen der Kwangtung-Provinz aufgespeichert hatte, in jener Zeit in verzehrendes Feuer ausbrach. Es wurde daraus ein gegenseitiges Morden, dem keine Regierung Einhalt tun konnte, ein Morden, bei dem wie einst beim „Schibboleth" des alten Israel (Richter 12, 6) „nach der Aussprache entschieden" wurde,

ob man einen am Leben ließ oder nicht, d. h. alle Hakka redenden wurden von den Punthi umgebracht und umgekehrt. Die Beamten stellten sich auf die Seite, wo mehr Geld und Einfluß war, d. h. die der Punthi, und verfolgten die andern als Rebellen.[94])

Dieser Zustand, den wir ums Jahr 1851 in der Kwangtungprovinz finden, hat nach Hambergs Bericht den Anlaß zum Taiping-Aufstand gegeben. Scharen von Hakka, halb Räuber, halb Flüchtlinge, fanden, von den Punthi und den Regierungssoldaten verfolgt, Aufnahme in den Gemeinden der Gottesverehrer, die — wie wir wohl annehmen dürfen — selbst ursprünglich Hakka waren und jedenfalls durch ihre Führer nahe Beziehungen zu ihnen hatten. „Die Verfolgten fügten sich gerne in jegliche Ordnung und die Verehrung Gottes, um ihr Leben erhalten zu können." Aber durch diese Flüchtlinge kam die bisher geachtete Gemeinde der Gottesverehrer in den Verdacht der Rebellion, und ein Zusammenstoß mit der Regierung wurde unvermeidlich.

Es ist bemerkenswert, daß Hamberg den Zusammenstoß nicht auf jene Götzenzerstörung, die zwei Jahre vorher war, zurückführt. Bei Ostertag ist beides vermengt. Im Zusammenhang damit, daß sie den „Banditen Vorschub geleistet", lautet sodann der Bericht bei Ostertag weiter, wurde auf die beiden landfremden Führer, Siu-ts'uen und Jun-schan gefahndet. Sie wurden im Gebirge von Soldaten umzingelt und auf eine Offenbarung Jangs hin von den Gläubigen mit Gewalt befreit.[95]) Hamberg weiß von dieser Episode, die sich wohl so zugetragen haben kann, nichts. Jedenfalls kam es nun in der bisher so friedlichen Gemeinde zu einem bewaffneten Widerstand gegen die Regierung. Daß Jang den Anstoß dazu gegeben hat, ist ebenso wahrscheinlich, wie daß Siu-ts'uen damit einverstanden war, hatte er doch früher schon gesagt, daß die Worte Jesu vom Dulden „nicht für unsere Zeit passen". Hier

zeigte sich die Schranke seines Christentums, der wesentliche Unterschied von der apostolischen Zeit. Als Petrus und Johannes (Apostelgeschichte 4) gefangen gesetzt wurden, dachte die Gemeinde zu Jerusalem nicht an bewaffneten Widerstand, darum hat sie Bestand gehabt, „wer aber das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen".

2. Der Aufstand in der Kwangsi-Provinz.

Im Sommer des folgenden Jahres (1851), als in der Stadt Jung-ngan die neue Dynastie der Taiping gegründet wurde, wurden die vier nächsten Vertrauten des Kaisers, der selbst den Titel „Himmelsfürst" annahm, mit den Titeln „Ost-, West-, Süd- und Nordfürst" geehrt. Das bedeutete nicht, daß sie ihre Wirksamkeit in diesen Himmelsrichtungen haben sollten, sondern es sollte damit nur die Reihenfolge der vier Fürsten in poetischem Stil bezeichnet werden[96]), so wie der chinesische Literat z. B. die einzelnen Bände eines beliebigen vierbändigen Werkes statt mit I, II, III, IV, mit „Frühling, Sommer, Herbst und Winter" bezeichnet, oder die eines dreibändigen mit „Himmel, Erde, Mensch". Siu-ts'uen liebte auch in den unteren Chargen solche Bezeichnung z. B. durch Eigenschaftswörter wie „mächtig, tapfer, kriegerisch" statt der einfachen Zahlen.[97]) Das zeigt, daß der „Ostfürst" nichts anderes bedeutet als der „erste Fürst". Er war im weiteren Verlauf des Aufstandes so sehr die leitende Persönlichkeit, daß 1853 allgemein bei den Europäern die Meinung verbreitet war, Siu-ts'uen sei selbst gar nicht mehr am Leben, aber der Ostfürst handle immer noch in seinem Namen.

Dieser „Ostfürst" ist nun eben Jang Siu-ts'ing. Neben ihm steht als „Westfürst" der andere Ekstatiker Siau Tschau-kwei. P'ing Jun-schan, der gewiß mehr Prediger des Friedens

als des Krieges war, ist als „Südfürst" an die dritte Stelle gerückt; als vierter kommt dazu Wei-Tsching, der „Nordfürst" und noch als fünfter ein „Hilfsfürst" Schih Ta-kai. Die Stellung, die dem Schwarmgeist Jang Siu-ts'ing ein halbes Jahr nach dem Ausbruch des Aufstandes offiziell eingeräumt wurde, macht es an sich schon wahrscheinlich, daß er beim Ausbruch die entscheidende Rolle gespielt hat. Dabei suchte er damals nicht Siu-ts'uen zu verdrängen oder seine Autorität zu untergraben, sondern im Gegenteil ihn zu verherrlichen, wie aus einer Offenbarung vom 19. April 1851 hervorgeht. Damals sprach der himmlische Vater durch Jang zu der Menge: „O meine Kinder, kennt ihr euren himmlischen Vater und euren himmlischen älteren Bruder? Worauf sie alle antworteten: Wir kennen unseren himmlischen Vater und unseren himmlischen älteren Bruder. Darauf sprach der himmlische Vater: Kennt ihr euren Herrn Siu-ts'uen und kennt ihr ihn wahrhaft? Worauf sie alle antworteten: Wir kennen unsern Herrn vollkommen. Der himmlische Vater sagte: Ich habe euren Herrn in die Welt gesandt, auf daß er der himmlische König werde. Jedes Wort, das er ausspricht, ist ein himmlisches Gebot. Ihr müßt gehorsam sein . . . Wenn ihr nicht euren König und Herrn ehrt, so wird jeder von euch in Not geraten." [98])

Dieser Art müssen auch seine Offenbarungen gewesen sein, als er die Gemeinde zuerst zum Schutz ihrer Führer aufrief und dann aus der schlichten Bauerngemeinde ein schlagfertiges Heer schuf. Er rief im Namen Siu-ts'uens die Gläubigen auf einen großen Marktort, der durch einen Fluß, der ihn umschloß, geschützt war, zusammen. Die Pfandhäuser des alten Gegners der Gottesanbeter, des Graduierten Wang, die sich dort befanden, mußten ihre aufgestapelten Schätze namentlich den armen Hakkaflüchtlingen abtreten. Jang befahl den Gläubigen den Verkauf alles unbeweglichen und schwerbeweglichen Eigentums,

ordnete eine Generalkasse an, in welche alles Geld gelegt werden sollte und aus der die Bedürfnisse aller bestritten werden sollten (vgl. Apostelgesch. 4, 34). Nun bewahrheitete sich die alte Erfahrung, daß der religiöse Fanatismus in begabten Menschen auch militärische Kräfte und Talente weckt. Die Aufständischen waren den Regierungstruppen nicht bloß moralisch sondern auch taktisch und strategisch überlegen. Ein Mandschugeneral fand, daß sie sich auch wissenschaftlich mit der altchinesischen Kriegskunst müßten beschäftigt haben.[99])

Die Regierungssoldaten wagten jenen von den Aufständischen befestigten Marktort nicht anzugreifen, schossen nur von ferne aus ihren altertümlichen Luntenflinten und begannen den Ort einzuschließen und ihm die Zufuhr abzuschneiden. Als man drin die Knappheit der Lebensmittel spürte, brach Siu-tsʻuen ohne Schwierigkeit durch, die Regierungstruppen aber zeigten nun ihre Tapferkeit, indem sie den friedlichen Marktort mit seinen 2000 (?) Läden in Asche legten und alle Leute, die als Gottesverehrer oder als denselben gewogen bekannt waren, umbrachten. Viele, die die Götzen weggeworfen hatten, aber sich nicht an dem Aufstand beteiligen wollten, wurden ohne weiteres enthauptet.[100]) Viele haben damals ihren Glauben mit dem Tode besiegelt, wie jener Tsen, der sich weigerte zu knien und zu den Soldaten sagte: „Ich verehre den wahren Gott; wollt ihr mich töten, so tut es nur, ich fürchte mich nicht zu sterben." Er empfing stehend den Todesstreich.[101])

„Gottesverehrer" war nun gleichbedeutend mit „Rebell" geworden, und es blieb für die meisten, die nicht verleugnen wollten, keine Wahl, als mit ihrem Führer zu ziehen, der nun die Stunde gekommen sah, um der grausamen und ungerechten Mandschu-Herrschaft ihr Ende anzusagen. Der Kampf wurde aber nicht nur mit nationalem sondern auch mit religiösem Fanatismus gekämpft, indem die Mandschu und alle, die ihnen

dienten und die Götzen anbeteten, wie die Götzen selbst für Dämonen erklärt wurden, die auszurotten seien. Gerade dieser Punkt war es, der den wesentlichen Unterschied dieser neuen Bewegung von all den anderen revolutionären Bewegungen bildete, und Siu-ts'uen mußte sich zuerst mit diesen auseinandersetzen.

Damals war wie bis in die neueste Zeit alles, was halb Räuber halb Revolutionär war, in Süd-China in einem großen geheimen Verband zusammengefaßt, der „Trias" oder „Drei-Punkt-Gesellschaft", die ihr geheimes Netz über das ganze Land gebreitet hatte. Verfasser hat es noch vor etwa zwölf Jahren erlebt, daß ganze Dorfschaften durch ihren Terror gezwungen wurden beizutreten, weil sie sich sonst nicht gegen ihre Räuberüberfälle hätten schützen können. Waren sie aber beigetreten, so galten sie der Regierung gegenüber als Aufrührer und konnten hingemordet werden, sobald ein gefangener Räuber sie verriet. So war es noch bis zum Ende der Mandschu-Dynastie oft eine schwierige Lage, in die das Volk durch die Regierung gebracht wurde, die zu schwach, ihre Untertanen gegen die Räuber zu schützen, doch jeden verfolgte, der mit ihnen paktierte. Daraus wird auch für die Zeit Siu-ts'uens beides deutlich: Die Notlage der Bevölkerung, die z. T. nicht anders konnte, als sich den Rebellen anzuschließen und die weitverzweigte Macht der Trias-Gesellschaft.

Hätte Siu-ts'uen mit weltlicher Klugheit sein Reich aufrichten wollen, so hätte er sich die Unterstützung dieses Geheimbundes sichern müssen, zumal die Führer der Trias ihm selbst entgegenkamen. Siu-ts'uen aber ließ sein Ziel nicht aus den Augen. Er kannte die räuberische Gesellschaft, die kein religiöses Ziel hatte (obwohl man dem Namen nach glauben konnte, daß sie eine Sonderlehre pflege, bei der die „drei Punkte", d. h. „Himmel, Erde, Mensch" im Mittelpunkt stünden),

sondern von Anfang an gegen die Dynastie der Mandschu gerichtet war. Er wollte nichts mit ihnen zu tun haben, wenn sie nicht in seine Gemeinde eintraten. „Bei der Trias-Gesellschaft" schreibt er, „herrschen schlimme Gebräuche, die ich verabscheue. Jedes neue Mitglied, das in ihren Bund aufgenommen wird, muß die Dämonen anbeten und 36 Eide schwören . . . Wenn wir die wahre Lehre predigen und auf die mächtige Hilfe Gottes vertrauen, so werden wenige von uns es mit einer stärkeren Zahl aufzunehmen vermögen."[102]) Acht Häuptlinge der Trias hatten ihre Hilfe angeboten. Siu-ts'uen sandte ihnen zuerst je zwei von seinen Gläubigen zu, um sie und ihre Leute in seiner Lehre zu unterrichten. Sie schienen bereit, die Lehre anzunehmen, stellten sich auch eine Zeitlang unter Siu-ts'uens Leitung,[103]) konnten aber die strenge Disziplin, die bei den Gottesverehrern herrschte, so wenig vertragen, daß sie nicht nur bald abfielen, sondern sich z. T. sogar auf die Seite ihrer Erbfeinde, der Mandschu, stellten: Ein starker Beweis für den sittlichen Ernst in Siu-tsu'ens Lager. Wohl hat er nicht klüger, aber am Ende doch weiser gehandelt, wenn er sich allein auf Gott und die Kraft seines reinen Glaubens verlassen wollte.

Als Regeln für das Heer wurden aufgestellt: 1. Gehorsam gegen die himmlischen Gebote. 2. Lernen der zehn Gebote, des Glaubensbekenntnisses, der Morgen- und Abendgebete. 3. Verbot von Opium und Wein.[104]) Solche Gebote wurden immer wieder durch Offenbarungen eingeschärft, so redete z. B. „am 23. April 1851 der himmlische ältere Bruder, der Heiland Jesus, durch Siau Tschau-kwei: „O meine jüngeren Brüder, ihr müßt die himmlischen Gebote beobachten, den Befehlen, die man euch gibt, gehorchen und im Frieden untereinander leben. Wenn ein Vorgesetzter im Unrecht und ein Untergebener teilweise im Recht ist oder umgekehrt . . ., so müßt ihr nicht um eines ein-

zigen Wortes willen die Sache zur Klage bringen und Streit und Feindschaft hegen. Ihr sollt das pflegen, was gut ist und euren Wandel reinigen, auch sollt ihr nicht in die Dörfer gehen, um euch das Eigentum der Leute zuzueignen. Wenn ihr in Reih und Glied tretet, um zu kämpfen, müßt ihr nicht zurückweichen; wenn ihr Geld habt, es nicht verheimlichen und als euer Privateigentum betrachten . . . Wenn auch jetzt das Werk schwer und mühsam ist, so werdet ihr doch nach und nach zu hohen Ämtern gelangen. Wenn ihr aber nicht gehorchet und weichet, dann wundert euch nicht, daß ich, euer älterer Bruder (Jesus), Befehl erlasse, daß man euch hinrichte." „Am 18. Aug. 1851, in dem Dorfe Muh, schalt Jesus, der ältere Bruder, das Volk sehr, weil sie etwas auf die Seite gebracht hätten, statt es der gemeinsamen Kasse beizusteuern und ihre Treue zu beweisen." „Am Abend desselben Tages gegen 10 Uhr am roten Dornhügel im Teedistrikt sagte unser himmlischer Vater, der große Gott und höchste Herr: „Ich bin selbst persönlich in die Welt gekommen, um euch, meine Kinder zu leiten, aber ich sehe, daß einige von euch ungehorsam sind . . ." Dieser ganze Spruch ist in rhythmischer Form gehalten. Er handelt davon, daß die Dämonen, d. h. jetzt die Mandschu, ohne Gnade auszurotten seien und enthält Ermahnungen zu Treue, Gehorsam und Mut.[105])

Diese Auszüge aus dem „Buch der Proklamationen" geben ein getreues Spiegelbild von dem Geist, der das Heer der Gottesverehrer belebte. Strenge Sittenzucht und fanatischer Glaubenseifer, daneben für die sich Auszeichnenden Ehrenstellen, für die Übertreter Hinrichtung. Die europäischen Missionare, die später das Taiping-Heer kennen gelernt haben, haben von den Kerntruppen stets denselben Eindruck gewonnen.

Nachdem die Taiping mehrfach den Stützpunkt gewechselt hatten, wobei die Regierungstruppen, die der immer stärker

anschwellenden Macht der Rebellen nicht Herr werden konnten, sich jedesmal nach ihrem Abzug an der wehrlosen Bevölkerung schadlos hielten, besetzte Siu-ts'uen im Sommer 1851 die zwischen Wutschou und Kweilin gelegene kleine Stadt Jungngan und ließ bald darauf die neue Dynastie der Taiping proklamieren.

Die kaiserliche Regierung hatte nun von dem neuen Aufstand, der ungeahnten Umfang gewann, Kenntnis bekommen. Am 4. Februar 1851 erscheint zum erstenmal Hungs Name in einem kaiserlichen Erlaß zusammen mit Wei Tsching, dem späteren „Nordfürsten". Damals waren sie im Gebiet von Hsin-tschou-fu am Westfluß. Am 9. Mai dieses Jahres werden dann die „Hauptketzer": Wei Tsching, Hung Siu-ts'uen, P'ing Jun-schan, Jung Siu-ts'ing u. a. aufgezählt. In diesem Erlaß wird angeordnet, man solle die Rebellen durch Versprechungen zu gewinnen suchen, damit man weitere Nachrichten von ihnen herauslocken könne.[106]) Da die Provinzialregierung nicht mit dem Aufstand fertig wurde, so wurde von Peking der alte Lin Tz-su gesandt, der aber auf dem Weg nach dem Süden starb. Siu-ts'uen erließ gegen die Mandschu ein geharnischtes Manifest, das auf rotem Papier überall angeschlagen wurde. „Die Mandschu", hieß es darin, „sind Fremde. Wie Räuber sind sie ins Land gefallen, haben die friedlichen Chinesen unterjocht und die alte heilige Dynastie entsetzt und vertrieben." Sie werden nun aufgefordert, China zu verlassen, widrigenfalls sie mit Feuer und Schwert vertilgt werden sollen. Allen Chinesen dagegen wird Sicherheit des Lebens und Eigentums garantiert.[107])

Nun mußte es ein Kampf auf Leben und Tod werden. Ein Zurück gab es für beide Teile nicht mehr.

3. Die neue Dynastie der Taiping.

Die Eroberung der Stadt Jung-ngan im Sommer 1851 gab den Anlaß zur Verkündigung der neuen Dynastie.

Man hat sich oft über die dort gestiftete „Theokratie" gewundert, ohne zu bedenken, wie sehr das chinesische Kaisertum überhaupt theokratisch ist. Der Form nach ist die Gründung des Taipingstaates in derselben Weise erfolgt wie die jeder anderen chinesischen Dynastie. Jeder Usurpator mußte erklären, daß er vom Himmel eingesetzt sei, die Sünden der zu vertreibenden Dynastie zu strafen, und daß er nun der vom Himmel bestimmte rechtmäßige Herr der Chinesen, d. h. der Menschheit sei, der „Sohn des Himmels". Der Gedanke eines chinesischen Gottesreichs ist dem Gründer des neuen Reichs somit nicht von den Missionaren eingegeben (Erkes), sondern das ist gerade das Chinesische in seiner Weltanschauung. Seine Vision und das Christentum haben nur seinem Gottesbewußtsein eine ganz neue Kraft und Lebendigkeit verliehen. Während die Theokratie bei den andern mehr Lehre war, wurde sie bei ihm Leben.

Siu-ts'uen nahm für die Dynastie den Namen Tai-ping, d. h. „großer Friede" an. Es war eine Anknüpfung an den Namen der Mandschu-Dynastie Ta-ts'ing, d. h. „große Reinheit". „Großer Friede" ist das konfuzianische Regierungsideal. Eine der konfuzianischen Hauptschriften, das „Große Studium" beschreibt die acht Stufen, die der zu ersteigen hat, der ein wahrer „Edler" werden will. Dieses Studium fängt an mit der „Unterscheidung der Dinge" und schreitet über „Vollendung der Erkenntnis", „Aufrichtigkeit der Absicht" zum „korrekten Herzen" weiter und dann beginnt die Wirksamkeit nach außen in vier Stufen: „Bildung der eigenen Persönlichkeit", „Verwaltung der Familie", „Regierung des Staates", „Frieden für

die ganze Welt" (d. h. das Reich). Dieses letzte „Ping-tien-ha" hat bei Siu-tsʻuen durch die christliche Predigt von dem Friedensreich — von der Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden" bis zum Ausblick auf das Ende der Welt — mehr Kraft und Bedeutung bekommen als es sonst für den Chinesen hatte, ohne daß es doch inhaltlich durch die christliche Predigt stark beeinflußt worden wäre. Es bleibt das irdische Friedensreich.

Verfasser besitzt verschiedene Münzen der neuen Dynastie. Die eine trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Tai ping tien kwok" (das himmlische Reich des großen Friedens) und auf der Rückseite: „sching pao" (heilige Münze). Die andere hat nur auf der Vorderseite Schriftzeichen, die lauten: „Tai ping sching pao". Das mutet uns eigentümlich christlich an, ist aber ganz konfuzianisch gedacht. „Heilig" heißt auch bei den Mandschu alles, was mit dem Kaiser zusammenhängt. Jeder kaiserliche Erlaß ist „Sching-hiun". Der Ausdruck „Himmelreich" (tien kwok) stammt aus dem Evangelium, ist aber ganz chinesisch gewandt und hätte ebensogut von früheren Dynastien gebraucht werden können. Daß das auf ihren Münzen nicht ebenso zum Ausdruck kommt, zeigt nur wieder, daß der theokratische Gedanke unter dem Einfluß des Christentums erst recht Leben gewinnt.

Ebenso ist der Titel „Tien-wang" (Himmelsfürst) zu beurteilen. Es ist seltsam, daß man darin allgemein eine Überhebung des Usurpators sieht, während er in Wahrheit ein Zeichen seiner Demut ist. Jeder andere Usurpator hätte sich den Titel „Ti" angeeignet, der seit Schi-hoang-ti „dem ersten erhabenen Kaiser" wie er sich nannte (221—209 vor Chr.), den eigentlichen Kaisertitel bildete. Siu-tsʻuen sah davon ab in der richtigen Erkenntnis, daß Ti eigentlich „Gott" (Schangti) bedeute und göttliche Ehre verlange. So nahm er das ein-

fache Wang, das richtiger mit „Fürst" als mit „König" zu übersetzen ist. In dem genannten „Buch der Proklamationen" heißt es in einem Edikt Siu-ts'uens, das er in Jung-ngan Ende 1851 erließ: „Der himmlische Vater, der höchste Herr, Hoang Schang-ti ist der einzige wahre Gott ... Er allein ist „Ti". Von jetzt an sollen uns die Truppen nur mit „Herr" (Tschu) anreden: sie sollen uns nicht den „Höchsten" nennen, indem sie dadurch wider den himmlischen Vater sündigen." Ebenso wird der Begriff „heilig" ernster gefaßt. Der himmlische Vater ist der „heilige Vater" im Himmel, der himmlische ältere Bruder ist der „heilige Herr". Von jetzt an sollen die Truppen uns nur „Herr" anreden, sie sollen uns nicht „heilig" nennen. Seine religiöse Gewissenhaftigkeit zeigt sich besonders darin, daß er auch den Titel „Vater" (Ya), den die Chinesen bei jedem Mandarin, aber auch bei jedem Götzen anwenden, abschafft, nachdem er ihn schon eingeführt hatte. Er schreibt: „Der himmlische Vater und höchste Herr ist der „Vater", der Vater der Geister der Vater der Seelen. Vor etlicher Zeit verordneten wir, daß der erste und zweite Minister nebst den Befehlshabern der Front und der Hauptmacht den Titel „fürstlicher Vater" (wang ja) tragen sollen. Dies war ein vorübergehendes Zugeständnis an die falschen Gebräuche der Welt; aber nach der wahren Lehre beurteilt, ist es eine Sünde wider den himmlischen Vater; er allein ist Vater." [108]) (Vergl. Matth. 23, 9.)

Uns mag es ein seltsames Spiel erscheinen, daß sich Siu-ts'uen in der kleinen Stadt Jung-ngan in „pomphaftem Umzug" zum Kaiser ausrufen ließ, förmliche Hofhaltung einrichtete, seine Hauptleute zu Fürsten ernannte, eine neue Zeitrechnung beginnen ließ und zwar nach seiner Dynastie. Das Jahr 1851 war „das erste Jahr der Taiping-Dynastie". [109]) Die bisherigen Kaiser oder Usurpatoren pflegten nicht nach der

Dynastie sondern nach ihrer Regierungszeit zu zählen. 1851 war z. B. zugleich „das erste Jahr des Kaisers Hien-fung". Siu-ts'uen nahm also darin nicht einfach den alten Brauch auf. Es sollte eben mit dem Taiping-Reich etwas wesentlich Neues kommen. Er übernahm aber auch nicht die christliche Zeitrechnung.

Es war für Siu-tsuen gleichzeitig ein Akt des unbedingten Glaubens an seine Sendung wie eine Folgerung aus der allgemeinen chinesischen Wertschätzung aller äußeren Bräuche und Zeremonien, daß er in der kleinen Stadt mit seinen paar tausenden von Anhängern Reichsverfassung und Hofhaltung im Kleinen schuf. Er zeigte dabei in Titelbezeichnungen, Amtstracht und Einrichtungen viel von der chinesischen Vorliebe für schöne und sinnvolle, ans Altertum anknüpfende Formen, wie oben bei der Benennung seiner vier Hauptleute als „Ost-, West-, Süd- und Nordfürsten" gezeigt ist. Dasselbe dehnte sich auch auf die weitere Organisation seines damals noch so kleinen Heeres aus.

Auch für die Untertanen d. h. die Soldaten wurden nun die Gesetze und Ordnungen festgesetzt, wie sie in der Gemeinde der Gottesverehrer schon begründet waren. Die Religion wurde durchaus in den Vordergrund gestellt, wie jene Anordnungen und Ermahnungen für die Soldaten zeigen (siehe oben S. 81). Äußerlich gab es für die Untertanen des neuen Kaisers vor allem das eine Merkmal, daß sie die von den Mandschu eingeführte Sitte, sich den Vorderschädel „wie eine Melone" zu rasieren und das Haar am Hinterkopf in einen Zopf zu flechten, aufgaben und dafür die altchinesische Haartracht, das ganze Haar wachsen zu lassen, wie sie nur die Taoistenmönche bewahrt haben, wieder aufnahmen, woher sie beim Volk den Namen „langhaarige Rebellen" (Tsch'ang mao tse) bekamen.

Die christlichen Beurteiler des Taiping-Reiches haben stets an einer seiner Einrichtungen den größten Anstoß genommen, nämlich daran, daß sich der Himmelsfürst mit mehreren Frauen umgab und dasselbe von den anderen Fürsten verlangte. Hung Tschin schrieb auf die diesbezügliche Frage der Missionare: „Vielweiberei ist allerdings üblich. Der Fürst weiß, daß sie im Widerspruch steht mit dem Christentum. Es war hauptsächlich der Ostfürst, der die Einsetzung derselben durchführte. Ich selbst sah mich genötigt, meine Skrupel in diesem Punkte aufzugeben und mehrere Frauen zu nehmen." Daß Jang siu-tsʻing, der Schwarmgeist, auch hier das treibende Element war, ist ohne weiteres verständlich. Schwarmgeisterei und Vielweiberei waren schon oft genug beisammen. Daß aber der ruhige und bestimmte Tienwang selbst so fest auf dieser Einrichtung bestand, läßt sich nur daraus erklären, daß er sie als untrennbar von der kaiserlichen Würde ansah. Nicht in den Lüsten des Harems wollte er schwelgen, sondern er konnte sich den Sohn des Himmels auch in seinen edelsten Vertretern aus der chinesischen Geschichte nicht ohne einen in mäßigen Schranken gehaltenen Harem denken, während die üppigen und schlechten Regenten tausende von Frauen hatten. So nahm er in der Folge 30 Frauen und 70 (oder 100?) Nebenfrauen. Das Alte Testament widersprach dieser seiner Auffassung vom Fürsten nicht. Aus der Vielweiberei kann ihm nur dann ein starker Vorwurf gemacht werden, wenn man vergißt, wie sehr das „Himmelreich" chinesich aufgefaßt war.

Wie sehr trotz dieser Schranken auch in dem neuen Kaiserreich ebenso wie in der Gemeinde der Gottesverehrer das Christentum als die Grundlage angesehen wurde, zeigt nichts klarer als die Erklärung Siu-tsuʻens in dem „Buch der religiösen Vorschriften der Taiping-Dynastie", die so beginnt: „Wer hat je in der Welt gelebt, ohne die Gebote des Himmels

zu übertreten! Aber bisher hat niemand gewußt, wie man von Sünden frei werden könne. Jetzt aber hat der große Gott den Menschen eine gnädige Mitteilung gemacht: Wer jetzt seine Sünden in der Gegenwart des großen Gottes bekennt, den Dienst der bösen Geister aufgibt und sein verkehrtes Tun und sein Übertreten der göttlichen Gebote läßt, kann jetzt in den Himmel kommen und Seligkeit für tausende und zehntausende von Jahren genießen . . . wer aber seine Sünden in der Gegenwart des großen Gottes nicht bekennt . . . wird gestraft und in die Hölle gesandt, muß Pein leiden für tausende und zehntausende von Jahren . . ." Darauf folgt eine wichtige geschichtliche Belehrung, daß Christ werden nicht Annahme der Lehre der Fremden heiße, sondern daß die Chinesen selbst in ihrer besten Zeit den wahren Gott angebetet haben. Dann gibt der Tienwang Anweisung zum christlichen Leben: Zuerst sollen sie den Körper mit Wasser in einem Becken waschen oder, was noch besser sei, in einem Flusse baden (also sich selbst taufen!), dann sollen sie morgens und abends Gott anrufen um Schutz und um die Gabe seines Heiligen Geistes zur Besserung der Herzen, ihm vor dem Essen danken, am Sabbat ihn für seine Güte preisen und die zehn Gebote befolgen. „Mögen alle Menschen in der Welt, Chinesen oder Fremde, Männer oder Weiber nur dies tun, so werden sie fähig werden, in den Himmel zu kommen!" Das war das Reichsgesetz der Taiping-Dynastie.[110])

4. Der Zug nach Nanking.

Die kaiserlichen Truppen nahmen sich Zeit und schlossen allmählich Jung-ngan, die Feste des Taiping-Kaisers ein. Fünf Monate lang belagerten sie die Stadt, von November 1851 an, bis die Eingeschlossenen in der Nacht des 7. April

1852 durchbrachen, entschlossen, nun das ganze Reich zu erobern. Nach Peking meldete man die „Flucht der Rebellen", aber diese Flucht wurde immer mehr zum gewaltigen Siegeszug, dem die Regierung nichts entgegenzustellen hatte. Die Masse von Truppen, die sie zusammengezogen hatte, um die Rebellen einzuschließen und festzuhalten, beschäftigte sich indessen damit, den Einwohnern des verlassenen Platzes das vollends zu nehmen, was die Insurgenten übrig gelassen und einen Teil von ihnen als Anhänger der Rebellen niederzumachen. Die Hauptstadt der Kwangsi-Provinz, das feste Kweiling, trotzte dem Ansturm der Taiping, die keine Artillerie besaßen. Nach einmonatlicher Belagerung zogen sie ab, um wieder ziemlich unbehelligt von der kaiserlichen Armee, die in Kweiling lag, in die Provinz Hunan einzufallen. Eine Stadt um die andere fiel ihnen in die Hände, auch die Bevölkerung, die durch die mandschurische Ketzerverfolgung aufs äußerste gequält worden war, strömte ihnen in Masse zu. Hier müssen sich ihnen auch die Miautse aus der benachbarten Kweitschau-Provinz angeschlossen haben. 1853 trafen die Engländer einen ihrer Offiziere, der etwas gebrochen chinesisch sprach und ihnen mitteilte, 3000 von seinen Leuten seien bei den Taiping. Voll Stolz erklärte er, sie haben sich niemals den Mandschu unterworfen, und zeigte zum Beweis auf sein langes Haar, das von Jugend auf nicht geschnitten war, während es bei den Chinesen, die sich den Taiping angeschlossen hatten, erst seit 2—3 Jahren wuchs.[111]) Unter den Taiping lebte später die Tradition, daß jene Ureinwohner Chinas sich mit wilder Tapferkeit gegen die Kaiserlichen geschlagen und „bei der Eroberung der Städte in ihrer Grausamkeit sich wie die Teufel benommen haben".[112]) Wie weit es bei solchem Zuwachs der Armee noch möglich war, die strenge Zucht des Anfangs zu wahren, wird man sich mit Recht fragen müssen. Streng wollten die Führer sein, aber

nicht grausam. Der Geist, in dem sie vordrangen, spricht aus den Proklamationen, wie sie in der Regel vor dem Eintreffen des Heeres in Ortschaften und Städten angeschlagen wurden, von denen eine so lautet: „Unser himmlischer Fürst hat den göttlichen Auftrag erhalten, die Mandschu auszurotten, und zwar alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder; ferner alle Götzenanbeter überhaupt zu vertilgen und das Reich als dessen wahrer Beherrscher in Besitz zu nehmen. Das Land und alles, was darin ist, gehört ihm, die Berge und Flüsse, die Ländereien und öffentlichen Kassen, ihr selbst und alle eure Habe, eure Familien, Männer und Weiber, vom Ältesten bis zum jüngsten Kind, und all euer Eigentum vom väterlichen Erbgut an bis zum Ring an eurer Kinder Armen. Wir verlangen die Dienste aller und eignen uns alles zu. Alle, die uns Widerstand leisten, sind Rebellen und Götzenanbeter, und wir töten sie ohne Schonung. Wer aber unseren himmlischen Fürsten anerkennt und in unserem Dienste eifrig ist, soll volle Belohnung haben, gebührende Ehre und Ämter in der Armee und am Hofe der himmlischen Dynastie."[113]) Hart klingen die Worte, aber der konsequente Absolutismus des Herrschers ist nichts als die konfuzianische Autoritäts- bezw. Pietätslehre, nach der der Sohn keinen anderen Lebenszweck hat, als den, dem Vater zu dienen, der Untertan mit allem, was er ist und hat, dem Fürsten gehört. Die Kehrseite dieser harten Theorie ist, daß wenn einer diese Pflicht verletzt, er nicht mehr „Mensch" ist und darum ausgerottet werden muß. Eigentlich steht auf jedem Ungehorsam gegen den Vater die Todesstrafe, und wenn es in einer Gegend vorkommt, daß der Mandarin, der „Vater- und Mutter-Beamte", der vielleicht das Volk bis aufs Blut gequält hat, umgebracht wird, so hat die chinesische Regierung keine andere Maßregel, als die ganze Bevölkerung jener Gegend, Männer und Weiber, Greise und Kinder auszurotten. Das

verlangt die Lehre von der schlechthinigen Autorität der Regierung. Seit die Taiping diese Regierung vom Himmel überkommen haben, müssen sie nach der konfuzianischen Lehre auch den unbedingten Gehorsam fordern. Aus demselben Grunde glauben auch die Organe der Regierung völlig im Recht zu sein, wenn sie alles nachträglich abschlachten, was den Rebellen irgendwie Hilfe geleistet hat. Es ist — wie oben gezeigt — bei jeder Revolution eine furchtbare Lage des Volkes, wenn es so zwischen zwei Feuer gerät, und doch ist nichts anderes daran schuld als das vielgerühmte erbarmungslose Pietätsprinzip des Konfuzianismus.

Was in den genannten Proklamationen der Taiping darüber hinausgeht, ist einmal der fanatische Haß gegen alles, was Mandschu heißt, in dem sich Nationalismus und Religion verbinden. Spielmann führt mit Recht die Ausrottung der Kanaaniter durch die Israeliten als Parallele an. Genährt wurde dieser Haß immer wieder durch die unmenschliche Grausamkeit der Regierung sowohl gegen die friedliche Bevölkerung, die mit den Rebellen verwandtschaftlich zusammenhing oder sie unterstützt hatte, als auch gegen einzelne vom Rebellenheer, die sie lebendig in die Hände bekommen hatte. Zynisch berichtet z. B. Li Hung-tschang in seinem Tagebuch, wie er, als in Tschinkiang gerade Fleischnot herrschte, die Erlaubnis gab, die gefangenen Taiping zu schlachten. „Es würde nichts schaden, wenn dadurch etwas Fleisch für die Stadt beschafft würde.“[114]) So viel Greueltaten auch von den Rebellen begangen wurden, so wird ein gerechtes Urteil doch immer wieder dahin ausfallen, daß bei den Taiping die Grausamkeit nicht von der Leitung gewollt war, und daß — wo es sich nicht um Mandschu handelte — nur im Notfall getötet wurde, während die kaiserliche Regierung Grausamkeit und Abschlachten wehrloser Massen als einen Akt gerechten Strafvollzugs ansah und sich stets dessen rühmte. Daß,

wer einen Aufstand entfesselt, damit die ganze Verantwortung übernimmt auch für die Folgen, die nicht mehr in seiner Hand sind, versteht sich von selbst. Aber man darf wohl fragen, ob die Regierung nicht bei den Taiping ebenso wie bei den anderen Religionsverfolgungen den Aufstand selbst erzwungen hat.

Mit dem halb religiösen und halb nationalen Fanatismus gegen die Mandschu verband sich der rein religiöse gegen die Priester und alle buddhistisch Frommen im Volk. Man hat nicht viel von dem Martyrium der buddhistischen Priester gehört. Es ist aber kein Zweifel, daß viele von ihnen rein um ihrer Religion willen unter dem Schwert der Taiping gefallen sind, die bei der Eroberung einer Stadt zuerst in die Tempel zu stürmen pflegten, um die Götzen und ihre Verehrer niederzumachen.[114a]) Dies war, wie oben erwähnt, die verhängnisvollste Wirkung der christlichen Lehre, die sie auf die Taiping-Bewegung ausgeübt hat. Unter diesem bilderstürmenden Fanatismus haben auch die katholischen Christen, auf die sie da und dort auf ihren Zügen im Innern des Landes stießen, zu leiden gehabt. Sie haben sich gegenseitig nicht als Brüder anerkannt. Die Katholiken suchten sich wie die übrige Bevölkerung neutral zu halten aus Furcht vor der Regierung, die Taiping aber sahen ihre Bilderverehrung als Götzendienst an. Es war ja auch in der christlichen Mission in China von Anfang an ein starker Gegensatz der Konfessionen vorhanden, der sich meist mit dem der Nationen verband,[115]) wozu noch der Unterschied der Gottesnamen („Tientschu" und „Schangti" oder „Schin") kam, so daß die Chinesen nicht den Eindruck einer gemeinsamen Religion bekommen konnten. Die Katholiken haben wohl in der Folge auch das meiste dazu getan, um die Taiping-Bewegung zu unterdrücken.

Es genüge, hier nur den weiteren Gang der politischen Ereignisse anzudeuten. Sie sind von Hermann u. a. eingehend

geschildert. In der Hauptstadt der Hunan-Provinz Tschangscha trafen sie zum erstenmal einen Mann unter ihren Gegnern, den hochgebildeten Tseng Kwo-fan. So stürmten und belagerten sie die Stadt vergebens, zogen aber weiter nach Norden, setzten über den Tungting-See, eroberten am 13. Dezember 1852 Jotschau und begrüßten nun mit Jubel den Jangtse-Strom. In dem dortigen Arsenal, das von den Mandschu schmählich im Stich gelassen war, „verwandelte sich die Insurgentenschar in ein Heer mit Feuerwaffen und Munition."[116]) Die Dreistadt Wutschang-Hankau-Hanjang, das eigentliche Herz Chinas, fiel ihnen nach wenigen Wochen zu, und nun ging es unaufhaltsam mit gewaltig angeschwollener Heeresmacht den Jangtsekiang hinab. „Am 8. März schlossen sie Nanking ein, am 18. ließen sie eine Mine springen und drangen ein — und die Mandschuren, deren Brüder 1842 den Tod der Schande vorgezogen hatten, baten kläglich um ihr Leben. Es waren 4000 Mann, mit Familien 20000 Köpfe. Alle wurden abgeschlachtet und in den Strom geworfen." Es war wie ein Schrecken von Gott (1. Sam. 14, 15) der vor ihnen herging, daß ihnen niemand Widerstand zu leisten wagte. Wei Tsching, der Nordfürst, kam in der Unterredung mit dem englischen Dolmetscher Meadows „immer und immer wieder mit dem Ausdruck großer Dankbarkeit darauf zurück, daß er und seine Waffengefährten sich des besonderen Schutzes und Beistandes Gottes erfreuten, ohne den sie auch nicht imstande gewesen wären, den überlegenen Massen und Hilfsquellen der Feinde gegenüber so viel auszurichten". „Uns hilft unser himmlischer Vater," fügte er hinzu, „und mit ihm kann niemand kämpfen." Weiter schreibt Meadows von jenem Besuch in Nanking: „Die Gewißheit, daß Gott mit ihnen ist, erfüllt sie ganz und gar. Die Mühseligkeiten, die sie erlitten, die Gefahren, die sie bestanden haben, sind nur Prüfungen ihres himmlischen Vaters; die Siege, die sie errungen,

sind Zeichen seiner Gnade. Mit stolzer Demut und mit den leuchtenden Blicken der Dankbarkeit weisen sie auf die Tatsache hin, daß sie beim Beginn ihres Unternehmens vor etwa vier Jahren nur 1—200 zählten und ohne die direkte Hilfe ihres himmlischen Vaters nimmer so großes hätten erreichen können. „Man verbreitet allerlei Lügen über uns", sagte einer der Führer zu mir, „man sagt, wir bedienten uns magischer Künste. Die einzige Magie, die wir anwenden, ist Gebet zu Gott."[117])

Der Erfolg schien ihrem Glauben recht zu geben. Der Himmelsfürst war in die alte Kaiserstadt Nanking eingezogen. Das schwerste schien gewonnen, warum sollte nicht das Reich nachfolgen, nachdem die Hauptstadt gefallen war? Ob sich das ganze Reich mit denselben Mitteln nehmen ließ, durch die der erste Ansturm gelungen war, und ob sich das Gewonnene auf dieselbe Weise auch erhalten ließ, mußte die nächste Zukunft lehren.

5. Kapitel.

Das Reich der Taiping.

1. Die Theologie des Tienwang und der Untergang des Jang.

Der Tienwang hat sich nach dem Einzug in seine Residenz einen prächtigen Palast bauen lassen, der manche Besucher in seiner Pracht und Weitschweifigkeit an den Kreml in Moskau erinnerte. In diesem Palast ist er geblieben, und nur wenige Menschen haben ihn ferner gesehen, nur die Erlasse, die jeden Morgen auf gelbe Seide geschrieben neu am Palasttor aufgehängt wurden, gaben Zeugnis von seiner Arbeit. Diese Erlasse bezogen sich größtenteils auf die Religion der Taiping. So las z. B. Missionar Edkins dort Bestimmungen über das Verhältnis der göttlichen Natur Christi zum himmlischen Vater. Das Tor selbst heißt „das heilige himmlische Tor des wahren Gottes". [118])

Alle europäischen Geschichtsschreiber beschäftigen sich damit, was Siu-ts'uen hätte tun sollen, um sich zum Herrn von ganz China zu machen und sind einig, daß er jedenfalls sich nicht hätte in seinem Palast einschließen dürfen, da sein Reich noch nicht viel über die Umgebung der Stadt Nanking hinausreichte. Man hat auch nach allerlei Beweggründen für sein Verhalten gesucht. Die einen sagen, er habe sein Dasein zwischen den Schwelgereien des Harem und den Ekstasen seines visionären Lebens hingebracht.[119]) Hermann vermutet, er habe die Empfindung gehabt, wie wenig Boden seine Lehre noch unter

der Masse seiner Untertanen habe, und sei darum „vom Heerführer zum Gesetzgeber übergegangen“..[120]) Wer aber Siu-ts'uens Entwicklung bis hieher verfolgt hat, findet in seinem Verhalten in Nanking weder ein Erlahmen seiner Kraft, noch eine Änderung seines Ziels, sondern eine geradlinige Fortsetzung seiner bisherigen Tätigkeit. Sein uns so rätselhaftes Verhalten ist durchaus zu erklären aus seiner konfuzianischen Vorstellung vom Kaisertum. Wir haben oben darauf hingewiesen, wie Siu-ts'uen schon in seiner kantonesischen Heimat das Kaiser-Ideal der Vorzeit in seiner würdigen Haltung verkörperte. Auf dieser Würde des Kaisertums beruht nach konfuzianischer Auffassung seine Kraft. Der innere Gehalt und die äußere Form sind ja im Konfuzianismus so sehr verbunden, daß vielfach die äußere Form schon als das Wesentliche angesehen wird. Diese Form bestand nun in Nanking in der Pracht der kaiserlichen Bauten, in dem Gepränge der feierlichen Empfänge oder Opferfeste, vor allem auch darin, daß der Sohn des Himmels allen profanen Blicken entzogen war. Der Chinese, der in konfuzianischen Gedanken lebt, kann allein verstehen, welcher Wert der äußeren Form beigelegt wird, weshalb Siu-ts'uen vom ersten Anfang in Jung-ngan an nichts Wichtigeres zu tun wußte, als sich mit diesen Formen zu umgeben. So allein glaubte er der sein zu können, der er als „Sohn des Himmels“ sein mußte, der Vertreter Gottes für sein Volk. Die Kämpfe zu führen, war schon nach der Lehre des Konfuzius in „Lenz und Herbst“ nicht Sache des Kaisers, sondern Sache der Fürsten. Daß Siu-ts'uen damit die Seele seines Volkes verstand, zeigt das Urteil des Hung Tschin, der ihm doch an christlicher Erkenntnis weit überlegen war. Er sprach es Missionar Muirhead gegenüber 1860 offen aus, daß der Tienwang für das große Werk unentbehrlich sei. Jedermann halte ihn für einen Mann von ausgezeichneten Gaben und überlegener

Geisteskraft. Er halte „alle seine Minister und Fürsten in ehrerbietiger Entfernung, und diese ihrerseits stehen ihm in tiefer Scheu und Ehrfurcht gegenüber.“ [121])

Daß Siu-ts'uen sich nun als Kaiser vor allem als Vertreter Gottes gefühlt hat, hat ihn zum Theologen gemacht, und da er in der Bibel die Quelle der Offenbarung sah, hielt er sich für den von Gott berufenen Exegeten, wofür doch alle geschichtlichen Kenntnisse fehlten. Wie hoch die Bibel von ihm geschätzt wurde, darüber sind alle Zeugen einig. Zu Zeiten seien in Nanking vierhundert Buchdrucker tätig gewesen, um Gützlaffs Übersetzung des Neuen Testaments zu drucken. (Wo man die Druckplatten schneidet, bedarf es freilich auch einer größeren Zahl von Druckern!) Nicht nur am Hof in Nanking, sondern auch bei den Soldaten an der Front war es bekannt, daß, sobald der Friede hergestellt und das Reich gesichert sei, die Bibel an Stelle der Klassiker in den staatlichen Prüfungen treten solle,[122]) ohne daß damit die konfuzianischen Bücher unterdrückt werden sollten. Hung Tschin schreibt in jenem Fragebogen 1860: „Die ganze Bibel ist gedruckt und herausgegeben. Sie wird als die höchste Autorität betrachtet. Der Fürst liest sie fleißig und hat große Abschnitte daraus auswendig gelernt. Auch liest er gerne die chinesische Übersetzung von „Bunyans Pilgerreise“.“ An anderer Stelle sagt er von ihm: „Die meisten Angelegenheiten, die keinen Bezug auf Religion haben, sieht er mit Geringschätzung an, indem er bemerkt, es seien „Dinge dieser Welt“, nicht „himmlische Dinge“.“ Eines der wichtigsten Anliegen war ihm nun, seine eigene Stellung biblisch zu begründen, d. h. eben im Grund: seine Vision, die er als Heide gehabt hatte, mit der christlichen Offenbarung zusammenzubringen. Er meinte, auch die Missionare, die ihn besuchten, müßten ihm hierin beistimmen. Denn so sehr er auch jetzt noch u. U. geneigt war, seine Ansicht nach der Bibel zu korrigieren, so

wenig ertrug er Widerspruch in Dingen, die sich ihm durch die Erfahrung bestätigt hatten. Bezeichnend sind dafür die Erlasse, in denen er sich mit den Missionaren auseinandersetzte, die 1860 und 1861 Nanking besuchten. Er hätte sie gerne persönlich bei sich gesehen. Es war aber nicht möglich, da diese sich weigerten, sich vor ihm als dem Sohn des Himmels und dem Herrn der Welt niederzuwerfen. So hat ihn keiner gesehen, außer seinem alten Bekannten Roberts, bei dem sich die Etikette durch eine List der Fürsten umgehen ließ. Er stand bei der Audienz am Ende der langen Reihe höchster Beamter in der Halle. Da rief plötzlich Hung Tschin, der „Schildfürst", mit lauter Stimme: „Missionar Roberts bete den himmlischen Vater an!" Alle knieten nieder und der überraschte Missionar mit ihnen, freilich vom Tienwang abgewandt. Daß dieser selbst dabei nicht kniete, sondern auf seinem Throne blieb, scheint aus der Schilderung hervorzugehen. Der Schildfürst sprach ein Gebet, und als sie sich erhoben, schien damit der Etikette Genüge getan; denn als die Fürsten sich nun ebenso vor ihrem Herrn zu Boden warfen, blieb Roberts stehen und wurde doch eines Gespräches mit dem Himmelsfürsten gewürdigt.[123]) Dieselbe Szene hätte sich ganz ähnlich in Peking abspielen können, wo im Verkehr mit Ausländern die Etikettenfrage stets die größte Schwierigkeit machte. Es war dem chinesischen Kaiser als solchem nicht möglich, mit einem Menschen zu reden, der sich nicht vor ihm niederwarf, wenn er es auch noch so gerne getan hätte. Er hätte damit seinen Anspruch, der Herr der Erde zu sein, aufgegeben. Keyserling hat diese „Psyche des Himmelssohns" hübsch geschildert,[124]) während merkwürdigerweise selbst die evangelischen Missionare bei Siu-tsʻuen in dieser Psyche nur „Wahnsinn" sehen konnten. „In diesem Punkt", schreibt z. B. Edkins, „muß man wirklich annehmen, daß sein Verstand bereits gelitten habe. Wenn dies

jedoch so ist, so hat dieser Wahnsinn nicht verhindert, daß seine Macht über seine Anhänger dadurch unbeirrt geblieben ist. Denn seit mehr als 10 Jahren, in denen er seine verschiedenen politischen und religiösen Behauptungen hat zu Tage treten lassen, gehorchen sie ihm ohne Unterschied aufs demütigste und behandeln ihn wie eine Person, welche die höchste Verehrung und Auszeichnung zu fordern berechtigt ist." [125]) Wer hier von „Wahnsinn" spricht, versteht die Chinesen nicht. Abgesehen von jener einmaligen Audienz hat der Tienwang auch mit Roberts nur durch Erlasse verkehrt, die er zum Teil in rhythmischer Form herausgab, und in diesen Erlassen wirbt er stets um die Anerkennung seiner Stellung bei den Christen und sucht sie namentlich mit der christlichen Trinitätslehre in Einklang zu bringen. So schreibt er an Roberts: „Es ist kein Zweifel, daß Hung Siu-ts'uen (oder der Tienwang) im Himmel gewesen ist, den himmlischen Vater und den älteren Bruder Jesus gesehen hat und dann wieder herabgekommen ist auf die Erde. Wer vom Himmel kommt, der ist über alle. Er ist in derselben Weise der Sohn Gottes wie Jesus, von dem gleichen Vater, obgleich nicht von derselben Mutter (der gewöhnliche chinesische Ausdruck für „Stiefbruder"). An dieser Tatsache und allem andern, was damit zusammenhängt, zu zweifeln, wäre dieselbe Sünde, wie sie die Juden begingen, als sie Mose nicht gehorchten. Er ist das Wort, das Licht, der Weg, die Wahrheit, das Leben, wie Jesus es war. Jesus war in seiner Weise und für seine Aufgabe, was der Tienwang für die Gegenwart ist. Das sanftmütige, ruhige Predigen des Evangeliums war unwirksam; nun kommt er, um mit dem Schwert demselben Gehorsam zu erzwingen. Jetzt haben alle an Jesus als den Heiland und Erlöser und an ihn (den Tienwang) als einen ebensolchen Gesandten Gottes zu glauben, wenn sie gerettet werden wollen." Dann dringt er in Roberts,

diese Lehre zu predigen und ihn darin zu unterstützen.[126]) So seltsam ein solches Schreiben anmutet, so liegen doch seine Gedanken völlig auf derselben Linie mit denen, die ihm vor 17 Jahren zum ersten Male aufgegangen waren durch das Lesen jenes christlichen Buches. Es bestätigt unsere Auffassung, daß Siu-ts'uen kein Ekstatiker war, sondern sich sein Leben lang an die eine Vision gehalten hat, die ihm 1837 zu teil geworden war. Was er darum über die Dreieinigkeitslehre geschrieben hat, sind ihm nur Folgerungen aus jenem Erlebnis, soweit nicht Offenbarungen Jangs Neues dazu gebracht haben. So heißt es z. B. in einem Erlaß an Missionar Holmes, den der Tienwang aus Gründen der Etikette (die doch nicht bloß Etikette ist, sondern Religion!) nicht persönlich sehen konnte: „Tienwang erläßt hiermit ein Edikt zur Kenntnisnahme der Heerführer, die unter den auswärtigen Stämmen sich finden mögen (d. i. der europäischen Regierungen). Die zehntausend (d. i. alle) Nationen sollten dem himmlischen Vater, dem Herrn, der droben ist, dem höchsten Vater und dem Heiland der Welt, dem großen Bruder Christus sich unterwerfen. Dann würde Himmel, Erde und Mensch, es würde Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft allzumal in Harmonie stehen. Der Vater kam früher herab in die Welt und gab sein Gesetz. Der ältere Bruder trug früher die Sünden der Menschen und rief dem Schwert, daß es die Dämonen vernichte. Der ältere Bruder hat früher gesagt: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, und es wird gewißlich kommen. Nun ist der Vater und der ältere Bruder auf die Erde herabgekommen und hat das himmlische Reich gegründet, mich aber und den jungen Herrn (den Kronprinzen) hat er berufen, diese Welt zu regieren. . . . Der Vater und der ältere Bruder, zusammen mit mir drei Personen, bilden Eins. Die haben in Wahrheit den jüngeren Herrn beauftragt, das Haupt der 10000 Nationen zu sein.

Es sei euch allen kundgetan, ihr östlichen und westlichen Könige, daß der heilige Wille des Allerhöchsten und Christi an mich ergangen ist, daß ich von nun an die Leute zum Himmel führen und in die himmlische Wohnung (Nanking = Tien-king) aufnehmen soll. . . . Im Jahr Ting-ju (1837) ließ der Vater mich in den Himmel kommen. Der ältere Bruder und ich werden die Schlange, den Teufel, austreiben und ihn in die Hölle werfen. Im Jahr Mou-schin (1848) kamen der Vater und der ältere Bruder in die Welt herab,[127]) um durch mich und den jüngeren Herrn endlosen Frieden zu gründen. Das Evangelium ist lange schon gepredigt worden, jetzt seht ihr die wahre Glückseligkeit und Herrlichkeit. . . . Darüber seien alle Herrscher und Völker unter dem Himmel fröhlich. Also verordne ich!" [128])

Die Missionare suchten solchen Auslassungen gegenüber vor allem die dogmatischen Irrungen in der Dreieinigkeitslehre zu widerlegen. Es war aber überhaupt schon ein Fehler, wenn man bei Chinesen den Unterricht im Christentum, wie es früher allgemein üblich war, mit der Dreieinigkeitslehre begann, wofür ihnen jedes Verständnis abging. Wenn vollends ein Mann wie Siu-tsʻuen Christus nicht als seinen Erlöser und Herrn erlebt hatte, sondern nur als den ihm im Grunde gleichstehenden früheren Gesandten Gottes ansah, so war es ausgeschlossen, daß er auch nur den biblischen Kern, geschweige denn die philosophische Ausbildung jener Lehre erfaßte. Es war also nur verhängnisvoll, daß ihm überhaupt die Dreieinigkeitslehre beigebracht wurde. Merkwürdig ist, daß er gesagt haben soll, „daß die ersten Christen eine richtigere Vorstellung von der Gottheit und Sohnschaft Christi gehabt hätten als die Christen der Jetztzeit besäßen." [129]) Jedenfalls war er bemüht, die Sendung Christi in die Welt nach dem Neuen Testament zu verstehen, und da erschien sie ihm immer wieder als eine

Parallele zu seiner eigenen Sendung. Das „Herabkommen in die Welt" versteht er „von dem natürlichen Geborenwerden, verbunden mit einem göttlichen Auftrag". Das größte Hindernis aber für ein Verständnis der kirchlichen Trinitätslehre lag in seinen von den Missionaren so genannten materialistischen Ansichten von Gott, nämlich daß Gott Leiblichkeit habe. Er blieb dabei, daß er Gott geschaut habe und konnte in diesem Stück keinen Widerspruch ertragen. Der „Schildfürst" durfte in seinen religiösen Schriften nicht von Gott als reinem Geiste reden. Alle diesbezüglichen Stellen wurden ihm von seinem Herrn korrigiert, ehe er das „imprimatur" erhielt.[130]) Der Tienwang sah sich vermöge seiner Stellung als die geistliche Autorität für sein Volk und damit für die Menschheit an. So heißt es in dem Erlaß an Missionar Griffith John: „Der Vater hat die Schrift in die Welt gesandt, und die Fehler, die sich mit derselben vermischt haben, hat er mir befohlen, zu verbessern und sie der Welt in dieser verbesserten Form zu übergeben. Die Bücher, die ihr mir gesandt habt, habe ich im Namen des Vaters empfangen und will sie verbessern, kämpfend für den Vater."[131]) Von seinen Änderungen, die er an der Bibel selbst machte, ist am bekanntesten geworden die Stelle Titus 1, 6, die in seiner Bibel lautet: „Nun ist Gottes Wille, daß die großen Beamten nicht nur ein Weib haben",[132]) eine Änderung, die einerseits durch seine Vorstellung von chinesischem Kaiser- und Beamtentum, andererseits durch die Visionen des Jang Siu-tsʻing veranlaßt war.

Dieser Visionär hat den Hauptanteil an den Verwirrungen christlicher Vorstellungen, wie wir sie außer den genannten bei Siu-tsʻuen treffen. Einmal hat er das theokratische Bewußtsein in Siu-tsʻuen von Anfang an aufs höchste gesteigert. Er war sein Prophet, der von ihm sagte: „Ich habe euren Herrn in die Welt gesandt, auf daß er der himmlische König werde.

Jedes Wort, das er ausspricht, ist ein himmlisches Gebot." Er selbst war von jenem Jahre 1848 an, da „der himmlische Vater" herabkam, der „Mund des himmlischen Vaters". Alle neuen Offenbarungen des Vaters empfing Siu-ts'uen durch den Mund des Jang Siu-ts'ing, den er 1851 zum „Ostfürsten" ernannt hatte. Ja, als er sich seiner mit Gewalt hatte entledigen müssen, galten ihm seine Offenbarungen immer noch als untrüglich, wie Hung Tschin noch 1860 bezeugt: „Der Fürst gestattet nicht, daß man die Offenbarungen des Ostfürsten in Frage stelle, und war unangenehm berührt, als ich Bedenken und Einwendungen dagegen erhob." So ist es zu verstehen, daß der Ostfürst selber sich für den Mund Gottes und damit für den Heiligen Geist erklärte. Ja, er ging so weit in der sonntäglichen Doxologie (s. oben S. 65), an Stelle der dritten Person in der Gottheit die fünf Fürsten zu setzen und obenan sich selbst, den „Ostfürsten", „den Heiligen Geist"; der „Himmelsfürst" wird dabei nicht erwähnt. Bei diesem Schwarmgeist gab es vollends Tollheiten, wenn er sich mit der Trinitätslehre abgab. Er nennt sich selbst den „Tröster", auch einen Sohn Schangtis und behauptet, daß der himmlische Vater sowie der ältere Bruder (Jesus) jeder eine Frau habe und jeder zugleich Söhne und Töchter. Solche Torheiten blieben nun nicht nur Jangs Privatmeinung, sondern sie wurden zum Teil auch von Siu-ts'uen angenommen und veröffentlicht,[133]) ohne daß sich aber seine Anhänger im allgemeinen viel um diese Spekulationen kümmerten, wie die Missionare stets in der Unterhaltung mit ihnen erfuhren.[134])

Je mehr sich Jang als den Heiligen Geist und Mund Gottes ansah, umso anmaßender wurde er auch Siu-ts'uen gegenüber. Einmal ließ er sich aus Anlaß einer Offenbarung des himmlischen Vaters zum Palaste des Tienwang tragen und ließ denselben ans Tor rufen. Der Bericht sagt, er sei auf der

Stelle erschienen und habe seine Knie vor dem himmlischen Vater gebeugt, um seine Befehle zu empfangen. Jang habe ihm darauf bittere Vorwürfe gemacht wegen seiner Strenge gegen einige Frauen bei Hof und allzu großer Nachsicht gegen seinen Sohn, den Thronfolger, und erklärt, er müsse eine Strafe von vierzig Streichen erhalten. Einer der anwesenden Fürsten und andere Würdenträger haben sich zur Erde geworfen und mit Tränen gebeten, dem Himmelsfürsten die Strafe zu erlassen und sie ihnen zu erteilen. Dieser selbst aber habe sich niedergeworfen, um sie in Empfang zu nehmen. Da habe sie der himmlische Vater wegen seiner schnellen Unterwerfung erlassen. Jang aber habe von nun an verlangt, daß keine wichtige Anordnung hinausgehe, ehe sie ihm unterbreitet sei. Zwei Tage darauf sei er wieder bei Hof erschienen, habe seine Weisungen wiederholt und angeordnet, daß der Drache, das alte chinesische Reichsemblem, auch als Reichszeichen der Taiping aufgenommen werden solle, während Siu-ts'uen früher alle Drachen für Dämonen erklärt hatte.[135])

Daß es einem im Verkehr mit diesem harten und gewalttätigen Schwärmer schwül zu Mute wurde, und daß diese Schwüle sich in einem furchtbaren Gewitter entladen mußte, lag in der Sache begründet. Es kam die Stunde, wo Siu-ts'uen es nimmer ertrug, von ihm in den Hintergrund gedrängt zu werden und fürchtete, bald ganz verdrängt zu werden. So gab er Ende 1856 dem Nordfürsten Wei Tsching geheimen Befehl, den Ostfürsten unschädlich zu machen. Der besetzte zur Nachtzeit seinen Palast, und ehe der Morgen graute, waren sämtliche Bewohner niedergemetzelt. Diese Bluttat forderte wieder ihre Sühne und kostete nicht nur dem Nordfürsten selbst den Kopf, sondern auch seinen Soldaten das Leben. Der „Hilfsfürst" Schi Ta-kai habe den Kopf des Nordfürsten gefordert und in einer Kiste nebst anderen Köpfen seiner

Offiziere zugesandt bekommen. 30000 Männer seien niedergemetzelt worden. Genaues über diese furchtbare Palastrevolution wird man nie erfahren. Aber es war wie ein luftreinigendes Gewitter, und in der Folgezeit gewinnen die besonnenen Elemente die Oberhand, die Zeit des Fanatismus ist vorbei.

Was jene ersten Fürsten in den vier Jahren 1853—57 an Kriegstaten vollbracht haben, sei nur kurz erwähnt. Gleich nach der Einnahme von Nanking nahmen sie Tschin-kiang und Jang-tschau und damit den Schlüssel zum Kaiserkanal und konnten die Getreidesendungen, die vom ganzen Reich nach Peking gingen, sperren. Ein außerordentlich kühner Streifzug nach Norden kam vor Tientsin zum Stillstand. Mongolische Reiter wehrten ihn ab. Das kleine Heer, dessen Führung General Li Sin-tscheng, der spätere „Fürst der Treue", übernommen, hatte eine Stadt um die andere erobert, einen Sieg um den andern erfochten; aber es war allmählich zusammengeschmolzen, statt daß es, wie einst das Taipingheer beim Zug nach Nanking, immer mehr Zuwachs bekommen hätte. Hier zeigte sich der Unterschied zwischen den revolutionären Süd- und den konservativen Nordchinesen. Die letzteren scheinen keine Neigung gehabt zu haben, die Ideen der Taiping in sich aufzunehmen und sich dem Führer aus dem Süden anzuschließen, ein Zeichen dafür, wie schwer es für diese gewesen wäre, sich wirklich ganz China zu unterwerfen. Die junge Kaiserinmutter Jehonala, die von da an ein halbes Jahrhundert die Geschichte Chinas geleitet hat, setzte ihren Einfluß durch, daß Tseng kwo-fan, dem tapferen Verteidiger von Tschang-scha, die Bekämpfung der Taiping übertragen wurde.

Die Taipingfürsten zogen auch nach Westen und Süden. Die Städte Hankau und Wutschang und das ganze Stromtal bis Itschang wurden erobert, verloren und wiedererobert,

wohl drei- oder viermal, vor allem durch den Ostfürsten Jang, dem seine Armee blind ergeben war. Auch die Züge nach Süden hatten wenig bleibenden Erfolg. In diesen Kämpfen waren die beiden Genossen der Anfangszeit P'ing Jun-schan, der „Südfürst", und Siau Tschau-Kwei, der „Westfürst", gefallen. Und nachdem der „Nord-" und der „Ostfürst" in der Palastrevolution umgekommen, war 1857 nur noch der „Hilfsfürst" (I-wang) am Leben. Durch diese Kriegszüge hatten die Fürsten ihrem Herrn am Mittellauf des Jangtsestroms ein Reich von etwa 25 Millionen Einwohnern zu Füßen gelegt. Die Europäer hatten sich bis jetzt neutral verhalten. Die Mandschuregierung war auch sonst schwer bedrängt. In der ganzen Südhälfte des Reiches von Kanton bis Schanghai tobten Aufstände der Trias und verwandter Gesellschaften. Siu-ts'uen verband sich zwar nicht mit ihnen, lehnte vielmehr schon 1853 einen dahin gehenden Antrag der „Klein-Messergesellschaft", die Schanghai bedrohte, ab „wegen ihrer verschiedenen Religion", aber der Sieg seiner Sache, zum mindesten in einem Teil Chinas, schien gesichert. Man konnte schon damals denken, was Griffith John einige Jahre später schrieb: „Die Mandschus könnten eher die Sonne vom Himmel blasen, als die Flamme auslöschen, die ihre eigene Torheit und Tyrannei angezündet hatte." [136])

---

2. Der Stand von Religion und Sittlichkeit im Taipingreich und die Reform des Hung Tschin.

Im Bürgerkrieg den sittlichen Stand eines Rebellenheeres zu beschreiben, ist nicht leicht. Die meisten Beurteiler werden parteiisch sein wie das Hongkonger Handelsblatt (China Overland Trade Report), das von den Taipings nur als von „unbarmherzigen, blutdürstigen, gotteslästerlichen Banditen" redete, die man mit Stumpf und Stiel ausrotten müßte, wenn

Englands Handel mit China sich glücklich entfalten solle. „Man weiß," schreibt Ostertag, „was davon bei Leuten zu halten ist, denen der Aufschwung des chinesischen Opiumhandels mehr am Herzen liegt als das religiöse und patriotische Ringen eines großen Volkes nach Licht und Wahrheit." [137]) Ebenso parteiisch ist natürlich das Urteil der chinesischen Regierung. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß Grausamkeit gegen Wehrlose schon der Sache entsprechend viel mehr auf Seite der Regierung zu suchen ist als auf der der Aufständischen. Daß Grausamkeiten auch von den Taiping reichlich begangen worden sind, wird niemand leugnen, der den ohnedies zu Grausamkeit neigenden chinesischen Volkscharakter kennt. Aber während sich die Kaiserlichen ihrer Grausamkeit gegenüber den Taiping stets rühmten, ist sie von den Taipingleuten vielfach bedauert worden. Ein Palastbeamter sagte z. B. zu Missionar Muirhead in Nanking, daß im Beginn ihrer Geschichte nicht so viel Plündern, Sengen und Brennen gewesen sei, als später. Als aber die Taiping einmal in großem Gedränge gewesen seien, haben die jungen Leute im Heere behauptet, ein Engel habe ihnen befohlen, so zu wüten, und entflammt von dieser Eingebung hätten selbst junge Knaben Wunder der Tapferkeit getan. Zugleich beklagte aber dieser Mann, wie viele andere unter den Taiping, die Barbareien und Grausamkeiten, die durch neue (meist zwangsweise eingezogene) Rekruten verübt wurden.[138]) Vielfach sind die den Taiping zugeschriebenen Grausamkeiten gar nicht von ihren Soldaten begangen, sondern von Banditen, die ihre Gelegenheit wahrnahmen. So schreibt Missionar Nevius über die Eroberung von Hang-tschau: „Die Masse der Lokalbanditen, die sich überall und namentlich in der Umgebung großer Städte finden, hatten Kunde von der Annäherung der Taiping erhalten und fielen nun gleich Geiern, die ein Aas wittern, zu gleicher Zeit mit den Rebellen über

die unglückliche Stadt her, steckten die Wohnungen in Brand, plünderten was sie fanden und erfüllten die Stadt mit Schrecken, Angst und Verwirrung." [139]) Wo aber den Heeren der Taiping, wie sie selbst zugestehen, Grausamkeiten zur Last fallen, sind sie in der Tat auf die beiden erwähnten Ursachen zurückzuführen. Durch den Fanatismus wurden die Menschen in Raserei versetzt, und durch die vielen überall zwangsweise ausgehobenen Rekruten und durch Scharen von Männern, die aus Kriegs- und Beutelust sich beim Heere einstellten, kam ein anderer Geist ins Heer. Namentlich war es der fanatische „Ostfürst" Jang, der selbst grausam war und jede Grausamkeit gestattete, wenn man nur blind gehorchte, dem diese Mitläufer zuströmten. Der Kern der Kwangsileute dagegen bewährte den alten Geist. Auch das Volk verstand die „wahren Taiping" von den andern, denen „mit dem kurzen Haar", die es noch nicht so lange hatten wachsen lassen, zu unterscheiden. Es ist darum im ganzen nicht richtig, wenn Schüler sagt: „Die alte puritanische Zucht verschwand. Die ehrlichen Fanatiker wurden je länger je mehr zu grausamen, räuberischen Rebellen." [140]) Wir haben gerade aus den Jahren 1860 und 61 namentlich aus den Zügen des „Fürsten der Treue" eine Fülle von Zeugnissen, die die alte Manneszucht im Taipingheer beweisen. Missionar Griffith John schreibt von einer der Hauptlinien, auf denen ihre Heere zogen: „Nirgends haben wir eine Spur mutwilliger und boshafter Zerstörung wahrgenommen." [141]) Bei der Eroberung von Ningpo am 9. Dez. 1861 schrieben die Zeitungen (China Mail): „Da war kein Morden und Niedermetzeln oder Anzünden der Häuser; die Rebellen benahmen sich mit großer Mäßigung und respektierten besonders die europäische Niederlassung. Kurz sie haben das ängstliche Verlangen an den Tag gelegt, mit den Ausländern auf gutem Fuß zu stehen." [142]) Der letztere Beweggrund mag bei Ningpo, wo sich eine Europäer-

niederlassung befand, besonders in die Wagschale gefallen sein, aber man hat durch chinesische Christen aus Hangtschau dasselbe erfahren, wo keine Europäerniederlassung war. Es fand kein blindes Morden und Würgen statt. Z. B. berichtete eine Christin, daß die Taiping bei ihrem Mann Opium gefunden hatten und er deshalb sterben mußte. Da er aber „kein Dämon von der schlimmsten Sorte" sei, wurde ihm erlaubt, selbst ins Wasser zu springen. Die Soldaten erklärten dort den Leuten, daß sie unter der Leitung des höchsten Gottes stehen. Sie können zwischen Guten und Bösen unterscheiden und bringen nur die letzteren um. Manchmal fühlen sie einen inneren Trieb, eine Person zu töten, manchmal wieder das Gegenteil, oft treffe ihr Schwert nach Gottes Willen, ohne daß sie es beabsichtigten. Nevius berichtet ferner, wie er einen Götzentempel zerstört gefunden und einen Raum daneben, wo christliche Schriften lagen, unangetastet.[143]) Ein anderer amerikanischer Missionar namens Hartwell erzählt, wie die Taiping die Götzentempel erst zu zerstören pflegten, nachdem sie sich um dieselben aufgestellt und der Führer ausgerufen hatte: „Im Namen Schangtis, des heiligen Vaters, und auf den Befehl Jesu, seines Sohnes, zerstören wir diesen Tempel."[144]) Diesen Zeugnissen vom Feldheer reihen sich die im allgemeinen übereinstimmenden Zeugnisse der Missionare an, die Nanking besuchen konnten. So sehr Missionar Roberts die Polygamie bei den Oberen bedauert, schreibt er doch: „Was Prostitution und (illegitimes) Konkubinat betrifft, so ist dergleichen nicht erlaubt in dieser Stadt. Ich habe wenigstens nie etwas der Art hier wahrgenommen und glaube, wenn so etwas öffentlich bekannt würde, dies für den Übertreter der nächste Weg zur Enthauptung wäre. In dieser Beziehung, sowie was Hazardspiel, Opiumrauchen, Wahrsagerei und andere Übel anbetrifft, kann diese Stadt mit Recht als ein Wunder der Welt betrachtet werden, in dem alle dergleichen

Dinge vollständig ausgefegt sind. . . . Das ist dem Tienwang zu verdanken, was auch sonst seine Fehler und Irrtümer sein mögen." [145]) Wir meinen, wer selbst in den Schwelgereien des Harem unterginge, vermöchte nicht eine so reine Atmosphäre um sich zu schaffen. So wirft der sittliche Zustand der Hauptstadt, die nach diesem Zeugnis reiner als jede andere Millionen-Stadt Chinas oder Europas war, auch ein Licht auf den Zustand des Hofes. In dieser reinen Luft konnte die Frauenwelt gedeihen, die hier auch keine verkrüppelten Füße trug. Hier konnte der Tienwang die Sitte seines Hakka-Stammes einführen, sind doch die Hakka die einzigen Chinesen, bei denen diese greuliche Modetorheit nicht Eingang gefunden hat. „Wenn man durch die Straßen Nankings wandelt," schreibt Muirhead, „so fällt einem die Zahl der Frauen, denen man begegnet, als etwas in China ganz Neues auf. Sie sind im allgemeinen wohl gekleidet und von sehr anständigem Aussehen. Viele reiten auf Pferden, andere gehen zu Fuß, und die meisten von ihnen haben natürlich gestaltete Füße. . .[146]) alle benehmen sich mit Anstand. Es wäre ein großer Segen, wenn die Rebellion dazu diente, das bis dahin herrschende System weiblicher Abschließung zu durchbrechen." Missionar Kloekers versichert, daß er „nirgends in China so anständige und blühende Frauen sah wie hier." [147])

So konnte man in der zum Kriegslager verwandelten Stadt Nanking einen nicht nur für China verhältnismäßig hohen Stand der Sittlichkeit in ihrer Beziehung auf Leben, Ehe und Eigentum des Nebenmenschen wahrnehmen.

Diese Sittlichkeit hatte ihren Grund in der Religion, die in dem neuen Staat, vor allem in der Hauptstadt, gepflegt wurde, denn im übrigen Lande (vielleicht außer Sutschau) „scheinen die Taipingbeamten das Volksleben noch nicht in die Hand bekommen zu haben".[148]) In der Hauptstadt selbst war

der allgemeine Gottesdienst geregelt. Die spätere furchtbare Verwüstung Nankings durch die kaiserlichen Truppen hat nichts mehr übrig gelassen von den gottesdienstlichen Gebäuden der Taiping. An Stelle der alten Tempel mit ihren Idolen und Pagoden waren Bethäuser, die die Inschrift „Halle des himmlischen Vaters" trugen, mit schlanken minarettähnlichen Türmen erbaut worden. Solche Türme erhoben sich namentlich über dem wohl nie ganz vollendeten Palaste des Tienwang, und auf ihnen standen die riesigen Alarm- und Gebetsgongs.[149]) Es gab genau bestimmte tägliche Gebetszeiten, die durch diese großen Gongs über dem Palast angegeben wurden. Auf den Ton der Gong kniete alles nieder. Am Sabbath (s. o. S. 62) war zweimal Gottesdienst mit Predigt, Lied, Verlesung der zehn Gebote und Heilruf für den Kaiser, der von allen Instrumenten begleitet wurde. Einmal im Monat waren Versammlungen im Freien unter der Fürstenflagge.[150]) Diese Schilderung bei Spielmann wird im wesentlichen bestätigt durch die Erzählungen der Missionare. Edkins schreibt z. B.: „Der 23. März (1861) war der Sonntag der Insurgenten. Als wir auf dem Paradeplatz anlangten, fanden wir eine unermeßliche Menge Taipings. Ein Wald von roten, gelben, weißen und grünen Fahnen und Flaggen flatterten über ihnen in der Luft. Der Redner des Tages, der Sohn eines der Fürsten, erschien in einer großen gelben Sänfte. Er trat auf die Plattform hinter einen rot und gelb behangenen Tisch. Auf dem Kopf trug er eine gelbe Krone aus Pappe. Er sprach leise und schüchtern etwa 20 Minuten lang von den täglichen Pflichten der Soldaten, der Sorge für ihre Familien, der treuen Verrichtung der zu bestimmten Zeiten des Nachts angeordneten Gebete und der gewissenhaften Beobachtung der Losung, wenn sie auf Wache seien. Ihm folgte ein gewandterer Sprecher, der mehr über städtische und soziale Angelegenheiten sprach,

über den Handel, den man vor die Tore der Stadt verwiesen habe, von der Einhaltung der guten Sitte bei den den Markt besuchenden Frauen, von Wohltätigkeit gegenüber Alten und Armen. Darauf knieten die Zuhörer in weitem Halbkreis auf dem grünen Rasen nieder nach der Seite hingewandt, wo der junge Häuptling stand. Es entstand eine Stille von einigen Minuten, als ob sie alle zum himmlischen Vater beteten. Darauf trennten sie sich." [151]) Die Missionare hatten dann noch Gelegenheit, zu den Zurückbleibenden zu reden.

Wir haben auch mehrere Schilderungen prunkvoller Feiern im Palast des Tienwang. Der bald darauf an anderem Orte von vermeintlichen Taipingsoldaten erschlagene Missionar Holmes konnte an einer solchen Feier teilnehmen und war mit im Zuge, als die Fürsten in prächtigen Sänften mit Fahnen und Musik sich zur Audienzhalle begaben. Dort angekommen knieten sie, zuerst das Angesicht gegen den kaiserlichen Tronsessel gewandt, nieder und sprachen ein Gebet, das an den himmlischen Bruder (Jesus) gerichtet war. Dann kehrten sie sich dem Lichthof zu und beteten zum himmlischen Vater, zuletzt wandten sie sich nochmals nach dem kaiserlichen Thron (der Tienwang war nicht anwesend) und richteten kniend ein Gebet an den Tienwang. Nun erhoben sie sich und sangen stehend die Doxologie. Im äußeren Hof lag ein gebratenes Schwein und der Rumpf einer Ziege samt anderen eßbaren Gegenständen auf Tischen, während auf einem kleineren Altar ein Feuer brennend erhalten wurde.[152]) Eine Neujahrsfeier, bei der alle Beamten in bunten Sänften mit zahllosen Flaggen und Wimpeln erschienen, beschreibt Missionar Muirhead. Er konnte dem Schauspiel freilich nur im äußeren Hof beiwohnen, da der Tienwang selbst teilnahm. „Um zwölf Uhr", schreibt er, „fielen alle auf ein gegebenes Zeichen auf die Knie und zwar gegen den Taipingfürsten gekehrt. Dann sang man ein Loblied auf

ihn und wünschte ihm — ganz im kaiserlichen Hofstil — ein Leben von „zehntausend Jahren, zehntausend Jahren, zehntausendmal zehntausend Jahren". Nach der entgegengesetzten Richtung gewandt beteten sie dann, wie es hieß, den himmlischen Vater an, wobei sie wieder niederknieten und zwar gegenüber einem Tisch, auf welchem mehrere Schüsseln mit Nahrungsmitteln und einige Lampen standen. Ein Mann an der Spitze der Anbeter verlas ein Gebet und verbrannte es. Die Versammlung erhob sich; aber gleich hernach fielen sie wieder auf ein gegebenes Zeichen nieder in der Richtung gegen den Kaiser und blieben in dieser Haltung eine beträchtliche Zeit. Es wurde dabei nichts gesprochen, doch herrschte viel Anstand während dieser ganzen Zeremonie." [153]) Wir sehen daraus: die gottesdienstlichen Formen sind im Grund dieselben geblieben, wie sie in der Gemeinde der Gottesverehrer eingeführt waren, nur reicher ausgestattet. Es ist die alte Form der Anbetung des Himmels, wie sie bei Eheschließungen bis heute in China üblich ist. Und wie in solchem Fall das Brautpaar auf ein gegebenes Zeichen die Richtung beim Beten wechselt, so ist es auch bei diesen Feiern. Der himmlische Vater wird in der Richtung nach außen, nach dem Himmel zu angebetet. Nach innen aber tritt nun an Stelle der Ahnenverehrung die Anbetung Jesu und des Kaisers. Es ist auch eine Art göttlicher Verehrung, wie sie nach chinesischer Sitte dem Kaiser zukommt, und doch nicht ganz auf derselben Stufe wie die Verehrung des Himmels. Auf diese Stufe hat nun Siu-tsʻuen die Verehrung Jesu als des älteren Bruders gestellt, was genau mit seiner Anschauung von Jesus als dem früheren Gesandten Gottes übereinstimmt. Anbetung Jesu ohne Glauben an seine Göttlichkeit mußte dazu führen. Der Zeremonienmeister, der die Feier leitet, und die schweigende Andacht sind ebenfalls aus dem allgemein chinesischen Zeremoniell übernommen.

Wie im kaiserlichen Palait wurden diese Opferfeiern auch in den Hallen der Großen gehalten. So fand Edkins in einem solchen Hause drei Schalen mit Tee und neun Schüsseln mit Speise „der heiligen Dreieinigkeit dargebracht".

Daß Gottesdienst und Gebet nicht nur in Nanking gepflegt wurden, das für die Taiping eine Art Jerusalem war, sondern auch im Felde, wird mehrfach bezeugt. So fiel es z. B. den Bewohnern von Hangtschau auf, daß die Soldaten vor jeder Mahlzeit beteten und Lieder zum Lobpreis der Dreieinigkeit sangen.

Die religiöse Erkenntnis war unter dem Volke natürlich beschränkt, unter den Offizieren aber nach allgemeinem Urteil eine verhältnismäßig umfassende. Die Missionare kamen oft mit den einfachen Leuten ins Gespräch und fanden auch unter den neu ausgebildeten Rekruten solche, die in den Hauptlehren des Christentums Bescheid wußten und auch darnach zu leben und darauf zu sterben bereit waren. Es war gerade den nächsten Vertrauten des Tienwang, den Fürsten, ein heiliges Anliegen, daß sie ihre Leute in ihrem christlichen Glauben unterrichteten. So berichtet ein Soldat dem Missionar Muirhead von seinem Herrn, dem Tsan-wang, daß dieser täglich Gottesdienst in seinem Palast habe und seinen Soldaten auch sonst oft predige, sowohl daheim als im Feld. Am meisten verbreitet war die christliche Erkenntnis in Nanking, wo auch in den Familien die Kinder beten gelehrt wurden. Missionar Muirhead hat sich zehn Tage lang unter der Bevölkerung der Hauptstadt aufgehalten, und er, der bisher auf dem harten und steinigen Boden von Schanghai gearbeitet hatte, war wundersam berührt von der Empfänglichkeit für das Evangelium, die er hier überall fand, auch eigenartig bewegt durch die christlichen Sprüche, die er – der chinesischen Sitte entsprechend — an allen Türen fand. „Es scheint," schreibt er, „als wenn man hier in dem nicht geringen

Maß religiöser Erkenntnis, das unter dem Volk verbreitet ist, einen festen Boden habe, auf dem man fußen kann." [154]) Bedeutsam ist, daß das nicht nur in Nanking der Fall war, sondern die christliche Erkenntnis sich auch weiter auszubreiten begann. In Sutschau traf Muirhead ebenso an allen Türen Inschriften, die die überschwengliche Gnade Gottes priesen, und war erfreut über die Kenntnis und Wertschätzung der christlichen Wahrheit, die unter seinen Zuhörern herrschte. In amtlichen Proklamationen, die überall an den Mauern angeschlagen waren, wurde den Leuten der Stadt der Name, die Eigenschaften und die gütige Vorsehung des himmlischen Vaters und das Erlösungswerk Christi klar gemacht.[155]) Belehrung und Aufklärung der Untertanen gehörten zu den strengen Vorschriften des Himmelsfürsten.

In all diesen Bestrebungen hatte er seit dem Anfang des Jahres 1859 die beste Hilfe an seinem alten Freund und Verwandten Hung Tschin. Wenn man auch nicht sagen kann, daß der religiös-sittliche Zustand, wie wir ihn 1860/61 im Taipingreich finden, sein Werk sei, so war er doch unablässig bemüht, das Volk in dieser Richtung zu heben. Wenn dem Reich der Taiping eine längere Dauer beschieden gewesen wäre, so hätte es sich erst recht offenbaren können, daß an die Stelle des grausamen und fanatischen Schwarmgeistes Jang Siu-ts'ing der in christlicher Erkenntnis tief gegründete Hung Tschin getreten war. Hung Tschin hatte nach dem Ausbruch des Aufstandes vergebens versucht, zum Heere der Taiping zu gelangen. Wir haben eine kurze Skizze seines Lebenslaufs in dem Bericht über seine Taufe am 20. Okt. 1853 in Pukak.[156]) Demnach war er 1850 nahe seiner Heimat Lehrer in dem Dorf „Klarfern", wo er 50—60 Personen taufte.[157]) In diesem und im folgenden Jahr sandte Siu-ts'uen nach ihm. Hung Tschin aber konnte nicht durch die verfolgenden Regierungstruppen durch-

kommen. 1852 erneuerte er den Versuch, wie es scheint, mit einer bewaffneten Schar, wurde aber ergriffen und in Kanton ins Gefängnis geworfen, aus dem er nur durch eine wunderbare Fügung entkam. Er war mit seinen Genossen, darunter auch dem späteren Jing-wang, schon zum Tode durch Zerstückelung verurteilt, da stürmte das Volk bei einer Hungerrevolte die Gefängnisse, und die gefangenen Taiping wurden „wie einst Petrus und Paulus" befreit.[158]) Hung flüchtete mit seinem Genossen nach Hongkong, wo er mit Hamberg bekannt wurde, mußte aber bald wieder ins Land zurück, da er keine Mittel zum Leben hatte. Durch eine große Brille unkenntlich gemacht, zog er als Wahrsager umher, bis er 1853 in einem kleinen Hakka-Dörflein des Tungkun-Kreises als Lehrer angestellt wurde. Verfasser hat selbst in der alten Schule jenes Dörfleins Nyulanpu („Kuhstallflecken") übernachtet, wo an den Wänden noch fast meterhohe schöne Schriftzeichen an den Lehrer erinnern, der zum ersten Mal in jener entlegenen Berggegend den Samen des Evangeliums ausgestreut hat. Verfasser durfte ernten, was Hung Tschin dort gesät hatte und es erleben, daß jenes ganze Dörflein 1912/13 sich zum christlichen Glauben bekannte.[159]) Von Hung Tschin angeregt gingen damals die Leute aus jenem Dorf 5—6 Stunden weit nach Pukak zum Gottesdienst, wo der erste Basler Missionar unter den Hakka, Theodor Hamberg, sich mit seiner Frau am 23. März 1853 niedergelassen hatte. Bei ihm, den er von Hongkong her kannte, ließ sich Hung Tschin (auch „Fung Jit khyam" genannt) am 20. Oktober 1853 taufen. Auf die Dauer aber war er auch im abgelegenen „Kuhstallflecken" nicht sicher vor den Spähern der Regierung. So suchte er bald wieder Hongkong auf, das Asyl der politisch Verdächtigen. Dort traf er wieder Hamberg, der wegen eines Herzleidens den aufregenden und gefährlichen Aufenthalt im Innern des Landes hatte aufgeben

müssen, und dieser, einer der begabtesten und bedeutendsten chinesischen Missionare, bekam in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch zu wirken vergönnt war, tiefen Einfluß auf sein Leben und seinen Charakter. Und er wiederum gewann Hamberg für die Sache der Taiping, die er ihm aufs genaueste mitgeteilt hatte (s. oben S. 19). Hamberg legte seinem Komitee am 4. Mai 1854 in Basel die Frage vor, ob er dem Ruf Folge leisten solle, als erster und vielleicht einziger Missionar nach Nanking zu gehen, was noch keinem anderen gelungen war. Das Komitee sah die Größe des Wagnisses wie auch die Bedeutung der Sache und empfahl genaueste Überlegung und Prüfung der Umstände. Aber als der Brief kaum abgesandt war, starb Hamberg am 13. Mai in Hongkong. In demselben Brief findet sich auch die Mitteilung: „Fung (Hung Tschin) und zwei seiner Freunde sind heute nach Schanghai gereist. Ich habe ihnen Bücher und allerlei Instrumente mitgegeben." [160])

Hung Tschin versuchte nun von Schanghai aus vergeblich nach Nanking zu gelangen. Es bot sich keine Gelegenheit, durch die Belagerungstruppen durchzugelangen. Wohl ein Jahr lang setzte er diese Bemühungen fort, ohne seinen Zweck zu erreichen. Er wurde aber in Schanghai mit verschiedenen Missionaren bekannt, deren Vertrauen und Achtung er bald gewann, was für seine spätere Wirksamkeit in Nanking von großer Bedeutung wurde. Die Missionare dort berichteten über ihn: „Seine literarische Tüchtigkeit war nicht gering, sein ganzes Benehmen liebenswürdig und offen, sein Geist lebendig rege und gewandt, wie es bei einem Chinesen selten der Fall ist. Seine christliche Erkenntnis war ungewöhnlich groß, und über die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu Christo konnte kein Zweifel sein." [161]) 1855 kehrte Hung Tschin nach Hongkong zurück. Da er Hamberg nicht mehr unter den Lebenden traf, wurde er von der Londoner Mission als Prediger angestellt, wohin er

von Schanghai aus empfohlen war, und widmete sich diesem Beruf mit großem Eifer. Der bedeutende Sinologe Chalmers schreibt von ihm: „Wo du mit jemand zusammentriffst, der mit Hung Tschin längeren und häufigen Umgang gehabt hat, da mayst du darauf zählen, daß in einem solchen Menschen ein gutes Werk im Gange ist.“ [162]) Während des Aufstandes der Trias 1855 wurde er aufgefordert, sich an die Spitze der Aufständischen zu stellen und sie nach Nanking zu führen; aber er wollte so wenig wie Siu-ts'uen mit den Triasleuten gemeinsame Sache machen. Ja, er verlor in dieser Zeit den Glauben an die Taipingbewegung fast ganz. Als er von dem Treiben Jangs erfuhr, sagte er, der unermeßliche Erfolg habe den Taipings den Kopf verdreht Es wurde ihm zweifelhaft, ob die Wiedergeburt Chinas überhaupt durch Waffengewalt zu erreichen sei. So dachte man, er werde sein Leben ganz dem Predigerberuf widmen; aber zwei Ereignisse ließen den alten Plan wieder in ihm aufleben: Im Januar 1858 war Kanton von den Engländern erobert worden. Da schien der Untergang der Mandschudynastie und damit der Sieg der neuen Taipingdynastie nahe gerückt. Dazu kam, daß man von dem Untergang des Fanatikers Jang erfuhr, so daß Hung Tschin auch eher auf einen gedeihlichen Fortschritt der Sache hoffen konnte. So versuchte er es diesmal auf dem Landwege, nach Nanking zu kommen. Er schlug sich als Bauer verkleidet vom Süden her durch die Provinzen Kwangtung, Hunan, Hupeh durch, bis er im Januar 1859 zu freudiger Überraschung seines alten Freundes in Nanking ankam. Kurze Zeit nachher erscheint sein Name in der Hofzeitung der Taipingdynastie als Kanwang („Schildfürst“), „der erfahrene und loyale Kriegsminister, welcher der Armee zur Rechten des Palastes beigegeben ist“. Er war in die Stelle des früheren vor mehr als zwei Jahren umgekommenen „Ostfürsten“ eingerückt.

Hung Tschin hatte dem erfahrenen Hongkonger Missionar und späteren Oxforder Professor Dr. Legge gegenüber von seinem Plane gesprochen. „Zwei Hauptzwecke seien es, die er im Auge habe: der erste sei die Bekämpfung der bei den Taiping eingeschlichenen Irrtümer und die Verbreitung gesunder christlicher Wahrheit. Der zweite bestehe darin, den Taiping eine versöhnliche Politik gegen die Ausländer zu empfehlen, welche geeignet wäre, wenn auch nicht ihre Mitwirkung zur Erreichung des Ziels der Rebellion, so doch wenigstens ihre Sympathie dafür zu sichern." [163]) Wenn man bedenkt, wie wenig die Taiping bis jetzt mit Europäern und abendländischem Christentum Fühlung gehabt hatten, so muß man gestehen, daß Hung Tschin zu dieser Aufgabe besonders gut vorbereitet war. Er hatte die Tiefe deutschen Schriftverständnisses bei Hamberg und die mannigfaltige praktische Anwendung des Christentums bei den Engländern kennen gelernt. Er hatte in Hongkong und Schanghai die Errungenschaften europäischer Kultur mit offenen Augen gesehen, hatte da und dort im Verkehr mit englischen und amerikanischen Missionaren die Anschauungen des Abendlandes verstehen gelernt. All dies war den Taiping, die auch in ihrem Christentum Stockchinesen waren, fremd geblieben. Außer den wenigen Wochen, die Siu-tsʻuen selbst in Kanton gewesen war, wissen wir nichts von europäischen Einflüssen auf die Leiter der Bewegung. Gewiß waren Jang und Siau denselben völlig fern gestanden.

Aber ob Hung Tschin der Mann war, seine Pläne durchzuführen? Wenn er sich vorgestellt hatte, den früheren Freund und Altersgenossen von seinen Irrtümern heilen zu können, so hat er sich völlig getäuscht. Der Bischof von Hongkong hatte vor Jahren geschrieben: „Wenn die Taiping noch besser unterrichtet werden, so werden sie Pioniere des reinen Evangeliums von Christus sein." [164]) Das waren aber keine Irrtümer, die

sich durch Belehrung heben ließen. Ein chinesischer Kaiser, dessen Worte „himmlische Gebote sind", läßt sich schwer belehren, jedenfalls nicht über seine eigene Stellung. Hung Tschin erfuhr das gleich bei der Ankunft. Er war einst von dem Freund und Propheten geschieden, nun trifft er den Kaiser, der Herr auch über sein Leben und seine Kräfte zu sein beansprucht. Wohl wird er höchster Ehre gewürdigt. Er muß aber diese Ehre mit allem, was sie nach des Tienwang Willen in sich schließt, übernehmen. Er muß in einem Palaste wohnen. Er bekommt seinen Fürstenthron, trägt, wenn er auftritt, ein reiches gelbseidenes Gewand und eine goldene Krone, und das Volk fällt vor ihm auf die Knie, wenn es ihn sieht und ruft: „Möge Kanwang tausend Jahre leben, tausend Jahre, tausendmal tausend Jahre." Ein Palast fordert Insassen. Er wird von seinem Herrn förmlich gezwungen, vier Frauen zu nehmen. Dem Verlangen, denselben noch zwei weitere hinzuzufügen, widersteht er. So treffen die Missionare den ihnen bekannten Prediger wieder. Er erzählt ihnen, wie er seine Frauen sorgfältig unterrichtet und getauft habe, wie er täglich Hausandachten halte usw. Er hat eine starke Empfindung von den inneren Gefahren seiner Stellung und sagt in überaus nachdrücklichem Ton zu seinem Besucher: „Herr Muirhead, beten Sie für mich!"[165])

Hung Tschin war mit einem großen Reformprogramm nach Nanking gekommen und fand vollen Anklang damit. Auf jenem früher genannten Fragebogen der Schanghaier Missionare antwortet er auf die Frage nach seinen sozialen und politischen Reformen: „In diesem Punkte sind alle einverstanden. Der Vorschlag, europäische Verbesserungen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen u. dgl. einzuführen, wurde namentlich von dem Oberhaupte sehr günstig aufgenommen. Meine Denkschriften, die ich ihm über diese und ähnliche Dinge bei meiner Ankunft

in Nanking überreichte, fanden bei ihm hohen Beifall, und er bestand in der Folge darauf, daß ich die Stelle eines Chefs der Reichsadministration, welche früher der „Ostfürst" innehatte, annehmen müsse."[166]) Der „Schildfürst", wie er genannt wurde, schrieb ein Buch über die „Reform der Sitten und Gebräuche", das er auch den ihn besuchenden Missionaren in Abschrift mitgab, so daß wir es im Auszug kennen lernen.[167]) Wenn man die Reformprogramme kennt, die vor allem von den Räten Kaiser Kwangsü's unmittelbar vor 1900 und dann wieder nach dem Boxerjahr von Tschang Tschi-tung und anderen ausgearbeitet wurden, so kann sich dieses früheste Reformprogramm wohl daneben sehen lassen. Es fehlt dem Programm Hung Tschins alles Überstürzende. Die außerordentliche Mäßigung zeigt sich schon im Eingang des Buches: „Wenn man die volkstümlichen Sitten und Bräuche zu reformieren unternimmt," heißt es da, „so läuft man immer Gefahr, dem Widerstand des Volkes zu begegnen, das nicht gerne die alten Gewohnheiten ändern und neue annehmen will. Diejenigen Dinge, die einer Reform bedürfen, sind die Folge der Unwissenheit, des Mißverstandes und langer Gewohnheiten der Menschen. Deshalb hält es schwer, eine Reform rasch durchzuführen. Sie kann aber allmählich zustande gebracht werden namentlich durch die Macht des Exempels, mit dem die Inhaber der Regierungsgewalt voranleuchten." Nun zählt er eine Reihe von Mißbräuchen auf wie: Wachsen lassen der Fingernägel, Verkrüppelung der Füße, Tagewählerei, nutzlose Höflichkeitszeremonien, wertlose und inhaltsleere Stilübungen, Hahnenkämpfe, Tragen von Schmuck, Gebrauch der Schminke — das alles kann man nicht einfach verbieten, aber es soll mehr und mehr als verächtlich, hochmütig, eitel und verschwenderisch angesehen werden. Wohltätige Anstalten sollen gegründet, das buddhistische Mönchtum abgeschafft werden. Für Kunst und Poesie hat er nicht viel

übrig, den Schmuck aus Gold und Edelstein wünscht er in puritanischem Eifer abgeschafft (trotz alles Prunks, der in Nanking bei Hofe herrschte!), dagegen empfiehlt er Dampfschiffe, Lokomotiven, Uhren, Telegraphen, Thermometer, Barometer, Sonnenuhren, Teleskope, Sextanten, Revolver, Globusse, photographische Apparate — alles, was die Erkenntnis erweitert und vermehrt. Vor allem aber sucht er das Evangelium ins rechte Licht zu stellen. Auf diese Einleitung folgen dann die Darlegungen einzelner Punkte, z. B. Errichtung von Postbureaus, namentlich aber Gründung wohltätiger Vereine und Anstalten „in herzlicher Nachahmung der heiligen Liebe des himmlischen Vaters und des himmlischen Bruders". Am tiefsten geht der rein religiöse Abschnitt über „Sünde und Glückseligkeit" (s. unten!). Ostertag sagt mit Recht: „Es weht uns aus diesen Reformvorschlägen ein so wohltuender, würdiger und echt christlicher Geist an, daß keine Regierung inmitten der Christenheit sich ihrer zu schämen brauchte. Besonders ist zu beachten, wie alle Maßregeln, die er empfiehlt, von der heiligen Gerechtigkeit Gottes oder von seiner heiligen Liebe hergeleitet und auf sie basiert werden." Von Einzelheiten werden z. B. außer den genannten Punkten angeführt: Einführung von Zeitungen, Rechnungsablage für staatliche Gelder, Straßenpolizei, Reform der Gefängnisse und des Strafrechts. Bei letzterem kommt er in Schwierigkeit mit dem 6. (bezw. 5.) Gebot, die er dadurch umgeht, daß er das Gebot nach dem chinesischen Ausdruck für „töten" (sat = enthaupten) nur vom Blutvergießen versteht und dafür eingehende Anweisungen für das Hängen der Verbrecher gibt, als stünde dies mit dem Wortlaut des Gebots nicht in Widerspruch. Aber auch bei diesen Ausführungen geht er auf den Ursprung der Handlung zurück: „Die zehn Gebote umfassen die Sünden des Herzens, ehe sie zur Tat werden. Die Gesetze einer Nation kontrollieren nur die äußeren Hand-

lungen der Menschen. Damit nun die Verbrechen sich nicht mehren, muß das Volk zuerst und vor allem in den zehn Geboten unterwiesen und danach durch das Landesgesetz, welches in Harmonie mit jenen Geboten zu stehen hat, regiert werden." Daß ferner Mädchenmord und Kinderverkauf verboten werden sollen, ist bei ihm zu erwarten. Daß Opiumschmuggel mit dem Tode bestraft wird, wissen wir. Den Genuß desselben hofft er, wie auch den von Wein und Tabak, allmählich unterdrücken zu können. Als den Hauptgrund, warum die Bodenschätze Chinas nicht ausgebeutet würden, erkennt auch er die Geomantie. „Ach!" ruft er aus, „daß die Erde, die solche Schätze beherbergt, jahrtausendelang bei uns verschlossen blieb!"

Der Inhalt dieses Buches berührt sich naturgemäß vielfach mit den oben genannten neueren Reformprogrammen, die Jahrzehnte später aufgestellt worden sind. Der zuletzt angeführte Satz z. B. wird gewiß in ihnen in allen Variationen wiederholt. Aber die Beweggründe sind verschieden. Lag es diesen Reformern vor allem daran, eine möglichst rasche Annahme der europäischen Kultur zu erreichen, um Europa politisch ebenbürtig entgegentreten zu können, so fehlt dieser Beweggrund bei Hung Tschin. Nur der Gedanke, durch sein an der Kultur Europas orientiertes Programm sich der Sympathie der europäischen Mächte zu empfehlen, hat sicher bei ihm mitgewirkt, war doch damals die Mandschuregierung allen Reformen außer auf militärischem Gebiet durchaus abgeneigt. Was hätte ein nach Hung Tschins Grundsätzen regiertes Reich in China für den Handel und die Industrie Europas bedeutet! Damals aber war es der englischen Regierung vor allem um die Opiumeinfuhr zu tun, und diese war im Reich der Taiping absolut ausgeschlossen. Somit kann der Wunsch, die Gunst der Europäer zu gewinnen, nicht der ausschlaggebende Gedanke für das Reformprogramm gewesen sein. Der Bischof von Hong-

kong schrieb schon 1853: „Wären die Leiter der Bewegung nicht überzeugte Christen, so wären sie nicht so unklug, wenn sie mit den Fremden verkehren wollen, das Opium völlig auszuschließen, das für England 3 Millionen Pfund Sterling liefert und den Hauptteil der Einfuhr bildet.“ [168]) Einen unverdächtigeren Zeugen als den englischen Bischof von Hongkong wird man aber für diese Tatsache nicht finden. Die Gründe, die schon 1853 die Taiping zu einem Entgegenkommen in diesem Punkte hätten veranlassen können, hatten sich noch um vieles verstärkt, da England im Vertrag von Tientsin 1858 nach dem zweiten Opiumkrieg von der Mandschudynastie ausdrücklich die Anerkennung des Opiumhandels erlangt hatte. So hätte die Klugheit gebieten müssen, in diesem Stück gleiche Vorteile zu bieten wie die Gegner. Nicht aus der Politik ist das Reformprogramm zu erklären, sondern aus dem christlichen Charakter der Taipingregierung. Und damit stimmt auch der am meisten in die Augen springende Unterschied zwischen Hung Tschins Reformen und den späteren der chinesischen Regierung, ja selbst denen der englisch-amerikanischen Missionen. Kaiser Kwangsü's Räte ersahen aus der Niederlage Chinas im japanischen Krieg 1895, daß bloße europäische Waffen nicht genügten, wenn der Geist der Truppe versagte, und um diesen Geist zu wecken, verlangten sie Schulen. Der Schrei nach der modernen Schule ertönte vor und nach dem Boxerjahr 1900. Man hoffte der Jugend die europäische Kultur beizubringen, und diese halbgebildete Jugend hat 1911 den Thron der Mandschu gestürzt, die sie herangezogen hatten. In Hung Tschins Programm dagegen ist, soweit wir es kennen, noch nicht von der Schule die Rede. Sein Ziel ist die sittlich-religiöse Einwirkung der Regierung auf die Erwachsenen, vor allem auch auf die Familie. Das war eine Reform, die mehr aus dem Geist des Christentums geboren war und mit weniger Gefahren von innen heraus gewirkt hätte, als jede andere.

Den christlichen Geist spürt man am meisten in dem genannten Abschnitt über Sünde und Glückseligkeit. Sieben Punkte legt er da den „Brüdern und Schwestern zu ruhigem und ernstem Nachdenken" vor: „Erkenntnis der Sünde, Reue über sie, Verlassen der Sünde, Vergebung derselben, Erlösung von ihr, Entfernung der Sünde und Glückseligkeit." „Wenn ich irgend einmal etwas sprach, tat, hörte, sah oder dachte, was ich nicht hätte sollen, so war dies eine Übertretung des himmlischen Gebotes" — so beginnt er schlicht und allgemein verständlich, nennt das Vergessen der Güte und Gnade Gottes die größte Schuld, vertieft die wahre Buße durch Hinweis auf das Wort Jesu vom „Ausreißen des Auges", vergleicht den Mittler Jesus mit der Mittelsperson, deren man bedarf, um bei Tienwang eingeführt zu werden, führt am Ende aus, daß nur gereinigte Seelen Glückseligkeit von oben empfangen können, und schließt mit den Seligpreisungen aus der Bergpredigt. Es ist das Evangelium, wie er es von Hamberg bekommen hatte, und wie er es nun seinem Volke von der höchsten Stelle aus darbieten konnte.

Aber eine bedeutsame Schranke hat dieses sein christliches Wirken. Das ist seine Stellung zum Tienwang, der gemäß seines oben gezeichneten Selbstbewußtseins sich als den geistlichen Leiter seines Volkes wußte und darum korrigierte oder strich, was nicht zu seiner Lehre stimmte. Hung Tschin mußte sich in dem genanten Buch vor allem solche Worte streichen lassen, die Gott als reinen (leiblosen) Geist darstellten. Er mußte auch die Ausdrücke für Gott nehmen, die sein Herr vorschrieb, es sind die drei: Tschin schin (wahrer Geist), Schangti und Tien fu (himmlischer Vater). Gegen den ersteren sträubte er sich, da er logisch nicht richtig sei. Man könne von einem Geist nicht sagen, daß er „wahr" (tschin) oder „falsch" (kia) sei. Siu-ts'uen hatte diesen Ausdruck von Roberts übernommen und behielt ihn

aus Anhänglichkeit bei. (Die Baptisten haben ihn angenommen und halten ihn heute noch zähe fest!) Ebensowenig durfte der Schildfürst an den angeordneten religiösen Sitten und Bräuchen etwas ändern, von denen, wie uns scheinen will, im Grunde nur eines im Widerspruch mit dem Christentum steht, das ist die nahezu göttliche Verehrung des Kaisers. Obwohl er auf jenem Fragebogen erklären konnte, daß er in der Dreieinigkeitslehre mit allen rechtgläubigen Christen übereinstimme und also nicht genötigt werde, sich die Theorien und Spekulationen Jangs anzueignen, so mußte er doch in der Praxis den Himmelsfürsten in derselben Weise wie den wahren „Himmelssohn" Jesus Christus ehren. Diese Schwierigkeit hat in der konfuzianischen Theokratie ihren Grund. Wo diese Theokratie herrscht, wie es heute noch in Japan der Fall ist, kommen Christen, die sich irgendwie am Staatsleben beteiligen, stets mit ihr in Konflikt. Darum kann z. B. folgerichtigerweise eigentlich kein Christ in Japan Staatsangestellter sein. Der öffentliche Prediger des Evangeliums kann in Japan die Klippen, die ihm in dieser Theokratie entgegenstehen, nur mit Mühe vermeiden, ohne daran zu scheitern. Wenn er z. B. den Satz ausspricht: „Alle Menschen sind Sünder", so muß er mit dem Einwurf rechnen: „Aber der Kaiser nicht!" und es gehört Schlangenklugheit dazu, ihm zu begegnen, etwa mit der Gegenfrage: „Ist denn der Kaiser ein Mensch?" Oft geschieht es wohl mit der ungeschickten Behauptung: „Der Kaiser ist immer ausgenommen." Beim Tienwang war nun dieses theokratische Bewußtsein mit dem Christentum verschmolzen. Er wollte *christlicher Theokrat* sein, was den inneren Konflikt für einen Staatsdiener, der tiefere christliche Erkenntnis besaß, einerseits erleichterte, da nichts ausgesprochen Heidnisches von ihm verlangt wurde, andererseits auch wieder erschwerte, da diese Autorität sich in den innerlichsten Fragen des Christentums geltend machen wollte.

Hung Tschins Plan, als Reformator der Lehre unter den Taiping zu wirken, war somit zur Zeit schwer ausführbar. Er konnte nur, so viel es die Umstände erlaubten, mit seinem Pfunde wuchern, ließ z. B. ein Gebet drucken, das er unter seinen Soldaten verbreitete. Daß für die Lösung der großen Kulturaufgaben die Zeit nicht günstig sei, mußte er sich selbst sagen. Die Ausführung des Reformprogramms mußte auf die Zeit des Friedens aufgeschoben werden. Er war nach Nanking gekommen, um durch Schriften reformatorisch zu wirken. Nun mußte er an die Spitze eines Heeres treten und hat manchen Kriegszug geführt. Den andern Zweck seines Kommens erreichte er dagegen zunächst völlig in Nanking. Das Entgegenkommen gegen die Europäer wurde so weit getrieben, als es überhaupt möglich war. Missionare wurden in Nanking aufgenommen, Roberts sogar als Minister angestellt, alle Wünsche der Europäer, die die Achtung ihrer Rechte und ihres Handels betrafen, wurden erfüllt. Sie wurden im allgemeinen mit strengster Neutralität behandelt, obwohl sie selbst die Neutralität aufs gröbste verletzten, bis es endlich um Neujahr 1862 zum Bruch kam. Kanwangs Versöhnungspolitik war gescheitert; damit brach auch seine Stellung zusammen. Roberts verließ grollend die Stadt. Die altchinesische Fremdenfeindschaft hatte den Sieg über die Freundschaft mit den Europäern davongetragen.

3. Die Missionare in Nanking.

Wenn die Taiping die europäischen (und amerikanischen) Missionare in Nanking willkommen hießen, so wirkte gewiß die Hoffnung mit, durch sie in bessere Beziehungen zu den Europäern zu kommen. Die Missionare haben es auch am guten Willen in diesem Stück nicht fehlen lassen. Von Brand rügt z. B. im allgemeinen die Parteinahme der protestantischen

Missionare für die Aufständischen, die das Mißtrauen der Pekinger Regierung gegen die Fremden überhaupt genährt habe. Er rühmt dagegen die „Neutralität" der katholischen Missionare, welche ja Feinde der Taiping waren.[169]) Daß vor allem die englischen Missionare nicht mehr Einfluß auf die Außenpolitik ihres Landes besaßen, kann ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Sie sind im allgemeinen mit Wort und Schrift für die Taiping eingetreten, bis die Politik ihres Landes sich gegen dieselben entschieden hatte. Dann haben sie, wie uns scheinen will, freilich auch in ihrem Urteil geschwenkt und ihre Regierung unterstützt.

Es war aber nicht das politische Interesse, das die Missionare nach Nanking rief, sobald der Weg dorthin frei war, sondern auf beiden Seiten das christliche. Der erste Missionar, der die „himmlische Hauptstadt" („Tien-king", wie Nanking nun genannt werden mußte) besuchte, war der Amerikaner Bridgman, der 1854 in Begleitung des amerikanischen Residenten von Schanghai dorthin gelangte und sehr günstige Eindrücke zurückbrachte.[170]) Ein eigentlicher Verkehr war erst möglich, nachdem der Tschungwang die Belagerung durchbrochen und die Bahn von Nanking nach Osten frei gemacht hatte, vor allem das zwischen Nanking und Schanghai gelegene Sutschau in seine Gewalt gebracht hatte. Auch von der chinesischen Regierung, der man im Vertrag von Tientsin 1858 versprochen hatte, keinen Verkehr mit den Aufständischen zu unterhalten, ließ man sich im Sommer 1860 nicht mehr hindern, da ein Vertragsbruch der Chinesen einen neuen Feldzug nötig gemacht hatte. Und als am 24. Oktober 1860 der Vertrag von Tientsin in Peking ratifiziert wurde, wurde diese Bedingung gestrichen. Schon ehe so der Weg öffentlich freigegeben war, hatten die ersten Verhandlungen mit den Missionaren begonnen.

Das erste scheint der oft erwähnte Fragebogen gewesen zu sein, den die Schanghaier Missionare dem zum Kanwang (Schildfürst) erhobenen, ihnen von Schanghai her so wohl bekannten früheren Katechisten der Londoner Mission, Hung Tschin, zusandten, und den er mit großer Offenheit und Bescheidenheit ausfüllte. Die Missionare erhielten durch diese 28 Fragen Antwort auf alles, was ihnen im Wesen und Treiben der Taiping rätselhaft erschien.[171]) Dann kommen die Besuche von Missionaren in Nanking, zuerst der des amerikanischen Baptisten Holmes, der, da er derselben Richtung wie Roberts angehörte, wohl am leichtesten Eingang fand. Er wurde von dem gelehrten Tschang-wang, dem Minister des Innern, empfangen,[172]) als er am 8. August in Schanghai eintraf (vgl. oben S. 101). Ebenfalls im Anfang August fand in Sutschau eine Besprechung religiöser Angelegenheiten statt, wozu Kanwang und Tschungwang die beiden Missionare Griffith John und Edkins eingeladen hatten. Sie wurden von Kanwang zur Tafel geladen. „Bevor man aß, intonierte der Wang eine Hymne, welche die ganze Tischgesellschaft, darunter eine Anzahl Europäer, stehend sang, dann sprach Edkins das Gebet. Nach dem Essen wurde wieder gesungen, und zuletzt sprach der Kanwang das Schlußgebet.“ [173]) Das waren die ersten Eindrücke, die die Missionare vom Taipingreich empfingen. Eigenartig mutete sie die Pracht des Hofstaates an, als sie den ehemaligen Katechisten in reichem Gewande mit goldgestickter Krone wiederfanden, umgeben von vielen Offizieren, die alle in gelbe und rote Seide gekleidet waren.

Zwei Ziele waren es, die die Missionare erstrebten: Bekehrung des Tienwang von seinen Irrlehren und freie Evangeliumsverkündigung im Gebiet der Taiping. Die Besonneneren und Weiseren unter ihnen haben sich das zweite gesteckt, wie Griffith John, der den Duldungserlaß erwirkte,

und Muirhead. John schreibt: „Der Zweck meines Besuches in Nanking ist vollkommen erreicht worden. Meine Absicht war, von dem Oberhaupt volle religiöse Freiheit zu erwirken. Das ist mir gelungen. Muirhead: „Ich bemerkte (zu Kanwang), daß die alleinige Absicht meines Kommens nach Nanking darin bestünde, das Evangelium im Lande umher zu predigen.“[174]) Eine solche Mitarbeit war den Taiping nur willkommen, soweit sie bei dem herrschenden Kriegszustand möglich war. Darum hatte Hung Tschin schon auf jenem Fragebogen die Frage: „Wünscht ihr, daß Missionare zu euch kommen, um eure Leute zu unterrichten?“ bejaht und hinzugefügt: „Es sollen Kapellen für sie gebaut werden, und es soll ihnen frei stehen, zu predigen, zu lehren und ihr Werk zu treiben ganz nach ihrer Weise und nach ihren Grundsätzen.“ Wenn darum Griffith John im November 1860 in Nanking einen ausdrücklichen Duldungserlaß erwirkte, so war dies nur die Erfüllung des vom Kanwang schon im Einverständnis mit seinem Herrn gegebenen Versprechens. Der Erlaß wurde dem Namen nach vom Thronfolger herausgegeben, und dieser erließ ihn „auf Befehl des himmlischen Vaters (Gottes), seines himmlischen Adoptivvaters (Jesu) und seines Vaters.“[175]) (Daß Jesus dabei als sein Adoptivvater erscheint, ist nur folgerichtige Weiterbildung der christologischen Gedanken Siu-ts'uens. Es ist bei der chinesischen Thronfolge Sitte, daß da, wo der jüngere Bruder auf den älteren folgt, der Sohn dieses jüngeren dem älteren nach dessen Tode adoptiert wird, um den Ahnendienst zu vollziehen. So hat der Tienwang seinen Sohn nun dem „älteren Bruder“ Jesus adoptiert.) Politisch klug war, daß in diesem Duldungserlaß auch die Katholiken aufgenommen waren. Es war dies auch nötig, nachdem in den Pekinger Vertrag das Niederlassungsrecht im Innern Chinas zunächst für die Katholischen eingeschmuggelt worden war, ein Recht, von dem

die Evangelischen von Anfang an auch für sich Gebrauch machten. Wieviel besser entspricht aber dem Wesen der Mission die aus freien Stücken versprochene und gegebene Erlaubnis, ja Aufforderung von Seiten der Taipingregierung als das von dem französischen Regierungsvertreter zu gunsten der Katholiken erlistete Niederlassungsrecht, das die Pekinger Regierung zugestehen mußte!

Es konnte freilich in den Jahren des Krieges von dieser Einladung nicht viel Gebrauch gemacht werden, nicht nur, weil die Missionare in Lebensgefahr gekommen wären, sondern auch, weil man bei der zweifelhaften politischen Haltung der Europäer fürchtete, unliebsame Elemente hereinzubekommen. „Ich nenne euch zunächst vier Missionare," sagte der Kanwang zu Missionar John, „die uns willkommen wären. Ich weiß, das sind einsichtsvolle vorsichtige Männer. Doch muß ich sagen, daß es mir sehr leid tun würde, indiskrete Leute zu uns kommen zu sehen." [176]) Die freundliche Aufnahme, die die Missionare bei den Taiping fanden, wurde von einigen sofort damit vergolten, daß sie die Schäden und Gebrechen der Taiping aufs schwärzeste malten und der Welt verkündigten, es sei an diesen „gotteslästerlichen Fanatikern" nichts Gutes zu finden. Das Beste wäre, wenn ihre Sache so bald als möglich zu grunde ginge.[177]) Kein Wunder, wenn der Tienwang, dem diese Urteile zu Ohren kamen, vorsichtig wurde und zunächst überhaupt lieber die Sache des Christentums in seinem Volk ohne fremde Hilfe durchgeführt hätte! Kanwang hat im Anfang des Jahres 1861 eingehend mit Missionar Muirhead über die Niederlassung von Missionaren in Stadt und Reich der Taiping verhandelt. In Nanking hielt er eine Niederlassung für den Augenblick nicht ratsam: es wäre besser, allmählich von Sutschau aus der Hauptstadt Schritt für Schritt näher zu rücken. „Doch," fügte er hinzu, „wenn irgend einer von euch sich klar und bestimmt

von Gott berufen glaubt, eine Mission an diesem Orte zu unternehmen, so komme er immerhin, aber fragt mich nicht in der Sache." Die letzten Worte wiederholte er nachdrücklich mit dem Wunsch, sie den Missionaren mitzuteilen.[178]) Muirhead selbst konnte unter dem Schutz des Kanwang während seines Aufenthalts in Nanking unangefochten Tag für Tag in den Straßen predigen.

Was die Stellung des Tienwang den Missionaren gegenüber besonders erschwerte, war die Kritik, die dieselben von Anfang an an seiner Stellung übten. Von einem intellektualistischen Glaubensbegriff ausgehend stellten sie die Anerkennung des Trinitätsdogmas in allererste Linie und bekämpften den Tienwang als „Arianer".

Der erste Missionar, der nach Nanking kam, der amerikanische Baptist Holmes, wollte sich direkt an den Tienwang wenden, und da er aus den oben genannten Gründen keine Audienz bekommen konnte, so schrieb er, „in der Hoffnung, den Taiping-Kaiser auf einige seiner Irrtümer aufmerksam machen zu können", eine Abhandlung über die Widersprüche zwischen den Lehren des Tienwang und der Heiligen Schrift, und war naiv genug zu glauben, der Kanwang würde dieses Schriftstück seinem Herrn überreichen, ja er mußte einsehen, daß er „kaum jemand finden würde, der kühn genug wäre, dieses Schriftstück auch nur bei sich zu behalten".[179]) Wenn man bei Mc Gillivray erfährt, daß J. R. Holmes erst 1859 nach China gekommen war,[180]) also 1860 noch ein Anfänger in chinesischer Sprache und Literatur war, so zeigt sich in seinem Benehmen die ganze amerikanische Unverfrorenheit, die einer Sache mehr schaden als nützen kann. Holmes, der, wie er der erste in Nanking war, so auch sonst ein richtiger Draufgänger gewesen zu sein scheint, hat 1860 sein Leben verloren, als er sich in den Streit der Nien-fei-Rebellen, die er für Taiping hielt, mit den

Regierungssoldaten mischte. Unsere Missionsliteratur hat bis jetzt in diesen Dingen selten die nötige Kritik geübt, so daß auch Ostertag Holmes neben Muirhead stellt und von dem ersteren nur sagt, daß er „auf einem anderen Weg die Sache des Evangeliums unter den Taiping zu fördern suchte". Wir können es nur als ein Glück für die damalige Sache der Mission ansehen, daß Holmes die nachgesuchte Audienz beim Tienwang nicht bekam, da er diesen gleich vor den Kopf gestoßen hätte. Sein Schreiben aber hat später einem redlichen Wahrheitssucher unter den Taiping Gewissensnöte gemacht, bis er, wie er glaubte, seine eigenen Anschauungen den dort ausgesprochenen gegenüber gerechtfertigt hatte. Dem Tienwang selbst ist es nie zu Gesicht gekommen.[181])

Die eingehendste Auseinandersetzung mit den Ansichten des Tienwang finden wir bei Edkins, der nach Muirhead im Frühjahr 1861 nach Nanking kam, als der Kanwang eben zum Heere im Süden gegangen war. Der Grund seines Kommens war derselbe wie bei Holmes, aber es ist doch ein Unterschied, ob ein vollkommener Neuling den Tienwang belehren will, oder ob es ein hervorragend gelehrter Missionar ist, der seit 13 Jahren in China lebt,[182]) und nun kommt, um „die Aufmerksamkeit des Rebellenhäuptlings auf den der christlichen Kirche zu grunde liegenden Glauben an die Gottheit des Erlösers und des Heiligen Geistes zu richten."[183]) Es konnte ja nicht ausbleiben, daß diese Fragen immer wieder besprochen wurden. Wir haben oben darauf hingewiesen, wie der Tienwang bemüht war, seine Stellung mit der Bibel in Einklang zu bringen und hoffte, auch die Missionare und überhaupt die europäischen Brüder zur Anerkennung derselben zu bewegen. Es ist rührend, dieses Bemühen zu sehen in den vielen Briefen oder Erlassen, die er darüber an den von ihm so hoch geschätzten Missionar Roberts richtete, der seit Oktober 1860 in Nanking

weilte (vgl. oben S. 99 ff.). So schreibt er einmal: „Ich habe euch viele Briefe geschrieben, erkennt ihr von Herzen, daß ich im Himmel gewesen bin oder nicht? Versteht ihr mit all den westlichen Brüdern (Europäern), was ich euch verkündige? Erkennt ihr den heiligen Willen Gottes an? Denkt an die aufgehende Sonne, welche am Himmel erscheint (womit er sich selbst meint), wollt ihr nicht erwachen? Glaubet um eurer Seligkeit willen! Füget Treue hinzu zur Treue und Gehorsam zum Gehorsam, dann werdet ihr noch Größeres als dieses sehen!“ [184]) An diesen Briefwechsel konnte Edkins anknüpfen. Mehrere seiner Eingaben wurden vom Tienwang gelesen und eingehend besprochen, freilich nicht alle. Bei manchen gebrauchte der Tienwang echt chinesisch die Ausrede: „Meine Augen sind krank, deshalb habe ich nicht alle Bücher und Papiere durchsehen können, die ihr mir vorgelegt habt.“ Aber bei aller Auseinandersetzung versteifte sich der Tienwang immer mehr auf seine Überzeugung, ja er gewann Freude an der theologischen Disputation um des Disputierens willen. „Was ihm über seine Irrtümer auch gesagt wird,“ schreibt Edkins, „das widerlegt er alles in entschieden heiterem Tone. Er unterhält ein freundschaftliches Verhältnis auch zu den Missionaren, welche ihm ihre Kritik über seine Schriften und Häresien ernst genug ausgesprochen haben, und es scheint ihm im Gegenteil Vergnügen zu machen, indem er zugleich die von ihnen ausgesprochenen Anschauungen seiner Kritik unterwirft und das seiner Meinung nach Falsche bezeichnet, seine hohe Billigung und sein Lob auszusprechen über den Glaubensmut und den Eifer der Männer, die aus weit entfernten Ländern kommen, um China in der christlichen Religion zu unterweisen.“ [185])

Was ist der Grund dieses ausgesprochenen Mißerfolgs der missionarischen Bemühungen? Liegt er nicht in der völligen

Verkennung des vorliegenden Falles? Die Missionare suchten dem Tienwang wie jedem Sektenstifter in England oder Amerika gegenüber seine Irrlehren aus der Bibel nachzuweisen, ohne seine Geschichte zu kennen und ihr irgend welche Bedeutung zuzuschreiben. Edkins erwähnt als eine selbstverständliche Sache, daß Roberts in Kanton den Visionen Siu-ts'uens „nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt" habe, und er, der sich als Forscher auf dem Gebiet der chinesischen Religionen einen Namen gemacht hat, hält es nicht für der Mühe wert, die Geschichte des Tienwang genauer kennen zu lernen. Die kurze Darstellung, die er davon gibt, ist voller Irrtümer.[186]) „Ein Visionär, krank an Seele und Körper", eine „Menge von betrogenen und ihm ergebenen Anhängern", das ist der Anfang — ein „Verstand, der gelitten" hat, „Wahnsinn" ist bei ihm das Ende der Bewegung, ohne daß er doch erklären kann, wie der Tienwang für die besten und klügsten Chinesen eine verehrte Autorität bleiben konnte. Hätten die Missionare zuerst die Vision Siu-ts'uens als das Erlebnis eines Propheten anerkannt, so hätten sie einen gemeinsamen Boden gehabt, von dem aus sie hätten zeigen können, welche „Dämonen" die in Wahrheit gottfeindlichen Mächte seien, sie hätten sodann den Unterschied von dem konfuzianischen und dem christlichen Gottesreich klar machen müssen. Bei Anerkennung seiner Kaiserwürde wäre Tienwang wohl dem biblischen Nachweis zugänglich gewesen, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Er hätte gelernt, Weltliches und Geistliches besser zu scheiden. So aber, da man nur immer Angriffe auf das machte, was seinem Leben Kraft gegeben hatte, sein Selbst- und Gottesbewußtsein, erreichte man nichts und erschöpfte sich in fruchtlosen Disputationen über trinitarische und christologische Spekulationen.

In dieser Beziehung war auch die lange Anwesenheit von Missionar J. Roberts in Nanking ohne Wert. Der Tienwang hatte ihn herzlich und dringend eingeladen, er aber hatte als erfahrener Missionar lange gezögert, dem Rufe Folge zu leisten. Im Oktober 1860 entschloß er sich aber doch, zu gehen. Vom Tschungwang wurde er in Sutschau empfangen und mit großen Ehren nach Nanking gebracht. Im Palast des Kanwang bekam er seine Wohnung, zwei Zimmer im oberen Stock, zugewiesen.

Nach einiger Zeit erhielt er ein Schreiben des Tienwang, das ihn zum „Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und zum Richter in allen Kriminalsachen für die auswärtigen Länder" ernannte. Nur Sachen von besonderer Schwierigkeit sollten dem jungen Prinzen zur Entscheidung vorgelegt werden. Dieser Erlaß sollte allen fremden Gesandten und Konsuln mitgeteilt werden, und aller Handelsverkehr mit den auswärtigen Ländern sollte unter der besonderen Aufsicht von Mr. Roberts stehen. Roberts erwiderte, daß er ein Diener des Wortes Gottes sei und kein anderes Amt annehmen könne, aber der Tienwang blieb beharrlich dabei,[187]) bis Roberts die ihm zugedachte Würde annahm, so daß auch er das gelbseidene Gewand und die Krone zu tragen hatte. Das Hongkonger Handelsblatt, das „des Schmähens über die Taiping nicht satt werden konnte", verleumdete ihn, er habe auch, gleich dem Kanwang, mehrere Frauen genommen, was er entrüstet zurückwies.[188]) Von der Schwierigkeit der Etikette, die sich bei seiner Audienz ergab, war oben die Rede. Es ist darum nicht „die Frage, ob er den Tienwang gesehen hat", wie Spielmann meint.[189]) Seine politische Wirksamkeit deckt sich gewiß mit der eben geschilderten des Kanwang, d. h. dem äußersten Entgegenkommen gegen die Europäer, ohne daß wir etwas einzelnes erführen außer dem Duldungserlaß, der allen Mis-

sionaren die Wirksamkeit im Taipingreich gestattet, ein Erlaß, dessen Auswirkung wegen des Krieges nur in den Anfängen geblieben ist. Im übrigen hatte jenes Hongkonger Handelsblatt nicht so ganz unrecht, wenn es schrieb, Roberts „unterstütze den religiösen Despotismus des Tienwang". Roberts berief sich wohl auf den Duldungserlaß, der auch Katholiken unbeschränkte Religionsfreiheit verspreche und sagte, der Kaiser habe ihm „die Oberleitung der Angelegenheiten seines ‚religiösen Despotismus' übertragen".[190]) Aber wie konnte bei der Stellung des Tienwang die Religionsfreiheit seiner Untertanen je eine „unbeschränkte" sein! So optimistisch urteilte Roberts, als er schon zehn Monate in Nanking war (17. Aug. 1861), aber nach einem halben Jahr schlug sein Urteil völlig ins Gegenteil um. Die religiöse Toleranz des Tienwang sei „eine Farce", selbst Missionare, die nicht an seine Gleichheit mit dem himmlischen Vater und dem Sohn glaubten, seien bei dem „verrückten Menschen", der „äußerst heftigen Temperaments" sei, ihres Lebens nicht sicher. Für ein ungeschicktes Wort lasse er die Leute mit dem Tode büßen. Selbst der Kanwang habe ihn mit dem Tode bedroht. Er sei wütend in sein Haus gedrungen und habe einen seiner Dienstknaben vor seinen Augen mit dem Schwert getötet, ohne einen „gerechten" Anlaß von seiner Seite.[191]) Wir glauben gerne, daß im Grunde nicht Roberts, sondern die Politik der Engländer und Franzosen an dem plötzlichen Fremdenhaß der Taiping schuld war. Es ist wohl möglich, daß sein Leben vom Tienwang gefordert war und der Kanwang ihn entkommen ließ und dafür den Knaben tötete. Wir wissen von dieser letzten Zeit aus dem Innern des Reichs nur noch, was Tschungwang in seiner Selbstbiographie schreibt, und er gibt dasselbe Bild vom Tienwang, der offenbar durch die schwere Enttäuschung, die er von den Europäern, den christlichen Brüdern, erfahren, und die Not, in die er geraten, das

innere Gleichgewicht verloren hatte und jähzornig und ungerecht geworden war. Der Himmelssohn war eben doch auch nur Mensch! Deshalb braucht er nicht „verrückt" geworden zu sein. Es ist nur zu verwundern, daß Roberts so lange glaubte, der Tienwang habe ihm wirklich die religiöse Leitung des Volkes überlassen, da er ihm doch in einem Erlaß um den andern seine göttliche Sendung und Stellung klar zu machen suchte. Es zeigt uns, wie wenig Roberts das theokratische Bewußtsein des Tienwang verstand und ernst nahm.

---

4. Der „Fürst der Treue" und die Politik der „Alliierten".

„Das Ende eines chinesischen Dramas", so überschreibt Voskamp seinen Bericht über die Selbstbiographie des Li Sintscheng, der den Titel „Tschungwang", d. h. „Fürst der Treue", bekommen hatte. Ein „Drama" „von erschütternder Tragik" war es, keine „Tragikomödie", wie Spielmanns geschmackloser Titel lautet, tragisch besonders darum, weil es zwei durchaus edle Gestalten sind, die die Hauptrolle spielen: Im Innern Kanwang, im Kriege Tschungwang, der seinem Namen volle Ehre gemacht hat und auch bei seinen Feinden hochgeachtet war. Wie alle jene Führer im Taipingreich stammte auch er aus einfachem Bauernhaus. Er war nicht von Anfang an dabei gewesen, hatte sich erst „halb gezwungen, halb freiwillig" angeschlossen, als der Zug aus der Kwangsiprovinz nach Norden ging. Durch seine Tüchtigkeit im Felde hatte er die Aufmerksamkeit seiner Oberen erregt und war so rasch von Stufe zu Stufe gestiegen, daß er nach der Einnahme von Nanking schon jenen kühnen Vorstoß nach Norden leitete. Es war wie ein Vorspiel zu der späteren Zeit, da er der leitende Feldherr der Taiping wurde.

Nachdem die Pekinger Regierung durch den Vertrag von Tientsin 1858 wieder Luft bekommen hatte, verwandte sie ihre Kraft aufs neue zur Bekämpfung der Taiping. Die Einschließung von Nanking, die nie ganz aufgehört hatte, wurde drückend. Da brach der Tschungwang im März 1860 unerwartet nach Süden durch, eroberte die schöne Seestadt Hangtschau und das dazwischen gelegene Sutschau, das chinesische Venedig, marschierte nach Nanking zurück und schlug am 3. Mai 1860 das Heer der Belagerer so vollständig, daß es fast aufgerieben wurde. Nun war die Bahn nach Schanghai frei, und damit beginnen die Berührungen und Reibungen mit den Europäern, die bisher neutral gewesen waren, ja u. U. soweit sie konnten, die Feinde der chinesischen Regierung, mit der sie im Krieg waren, unterstützt hatten. Wir können nun noch zwei Zeitabschnitte unterscheiden: die Zeit, da die Europäer nominell neutral waren und, wie eben geschildert, die Missionare in Nanking verkehrten und Roberts dort amtete: 1860—61, und die Jahre des offenen Krieges: 1862—64.

In den ersten Abschnitt fällt ein Ereignis, das sowohl den Charakter des Tschungwang und seines Heeres als den der Europäer in Schanghai grell beleuchtete. Es ist die viel besprochene „Affaire von Schanghai", die Ostertag nach den gleichzeitigen Zeitungsberichten aufs genaueste beschreibt.[192]) Der Tschungwang sah, daß er die Kaiserlichen nicht endgültig schlagen könne, wenn er nicht im Besitz von Schanghai sei. Die Europäerniederlassung sollte völlig unangefochten bleiben, aber die daneben gelegene ummauerte Chinesenstadt war eben durch die reichen Hilfsmittel des internationalen Hafens der Stützpunkt für alle Operationen gegen Nanking. In Schanghai hatte man aus abenteuerlustigen Europäern eine Truppe gebildet, die der Tschungwang als seinen gefährlichsten Gegner ansehen mußte, und aus den Einnahmen des Seezolls konnte die kaiser-

liche Regierung immer wieder die Bekämpfung ihrer Gegner bestreiten, wenn alle anderen Hilfsquellen versiegt waren. Jeder gerechte Urteiler wird beistimmen, daß die Taiping Schanghai haben mußten. Niemand hat auch an ihrem aufrichtigen Willen gezweifelt, den Europäern volle Bewegungsfreiheit zu lassen. Als sich darum die Europäer entschlossen, Schanghai nicht in die Hände der Taiping fallen zu lassen und zwar in einem Augenblick, als sie selbst noch gegen Peking im Krieg waren, haben sie bewußt die Neutralität gebrochen und sich für die Mandschuregierung entschieden. Von diesem Augenblick an war auch ein völliger Sieg der Taiping fast unmöglich gemacht.

Tschungwang war sich des Ernstes der Lage wohl bewußt, als er gegen Schanghai zog. Er sandte von Sutschau aus ein Schreiben an die britische Behörde in Schanghai, in dem er ausführte, daß er mit den Ausländern, die er als Brüder ansehe und achte, nur freundschaftliche Handelsbeziehungen anzuknüpfen wünsche, daß bei dem beabsichtigten militärischen Zug gegen Schanghai Personen und Eigentum derselben gewissenhaft respektiert werden solle, ja er ersuche die Ausländer, nach freiem Belieben eine Grenzlinie für ihre Wohnungen zu bestimmen, über welche kein Taiping den Fuß setzen würde. Er begehre nur Neutralität, wie die Engländer sie 1853 durch ihren Bevollmächtigten Bonham als ihren „unabänderlichen Grundsatz" ausgesprochen hätten. Auf dieses Schreiben und ein ähnliches zweites bekam der Tschungwang keine Antwort, und als er tatsächlich anrückte, schrieben ihm die europäischen Kommandanten, er werde die Chinesenstadt ebenso wie die Niederlassung von den allierten britischen und französischen Truppen besetzt finden, und wenn er angreife, als Feind behandelt werden.[193])

Daraufhin fand man am 14. August 1860 in der Stadt Proklamationen des Tschungwang angeschlagen. Sie begannen in der üblichen Weise: „Da die vom Himmel bestimmte Zeit der Mandschudynastie abgelaufen ist, so wurde der wahre heilige Herr in die Welt gesandt, sie zu retten, und ich, beehrt mit seinem Befehl, den Auftrag des Himmels zur Bestrafung der Verbrechen der verworfenen Dynastie auszurichten. . . ." Er schreibt dann, daß er nur komme, gemäß den in Sutschau mit französischen und anderen Kaufleuten gepflogenen Beratungen einen Vertrag zu ungehindertem Handelsverkehr anzubieten. „Und nun", fährt er fort, „kommt mir eine Zuschrift von euch zu, deren Inhalt ich nur mit dem größten Erstaunen lesen konnte. Ich möchte euch zu Gemüt führen, daß ich eine zahllose Armee unter mir stehen habe und daß die Vernichtung einer so unbedeutenden Stadt wie Schanghai[194]) uns keine Schwierigkeit darbietet. Wenn ich deshalb vor diesen Platz komme und meine Truppen regungslos vor demselben aufstelle, so geschieht dies nur im Geist einer aufrichtigen Achtung vor euch und aus Rücksicht auf unseren gemeinschaftlichen Glauben. Denn würde ich sofort euch feindlich angreifen, so hieße das ja soviel, als wenn Glieder einer Familie widereinander kämpfen, und unfehlbar würde darüber die Mandschudynastie, mit der ihr im Krieg liegt, vergnügt in die Faust lachen. . . . Eure Länder legen viel Wert auf freien Handelsverkehr. Nun aber wären die Vorteile, die ihr in dieser Beziehung von uns erlangen würdet, ungleich größer als die, welche euch die Mandschudynastie gewährt . . . (d. h. volle Öffnung des Reichs für ungehemmten und unbeschränkten Handel). Allein der wunderliche und seltsame Inhalt der Zuschrift, die an mich gelangt ist, bleibt mir ganz unerklärlich. Ich muß daraus schließen, daß auf eurer Seite die Erwägung, daß wir von einer gemeinsamen Religion sind, kein Gewicht

habe, ja daß ihr vielleicht die Absicht habt, Anlaß zum Streit mit uns zu suchen. . . . So werden meine Truppen wie eine Wasserflut herankommen und meine Befehle unbeweglich wie die Berge feststehen! Und wir können die Zeit wohl erwarten, wo Sieg und Niederlage sich entscheiden werden. Gegeben am 14. Tag des 7. Mon. des 10. Jahres der Taiping-Dynastie." Abgesehen von dem etwas volltönenden Schluß ist das ganze Dokument ohne Phrase Ausdruck der ehrlichen Meinung des Tschungwang, vor allem auch die von der Religion handelnden Sätze. Als Brüder im Glauben angeredet zu werden, wird den unchristlichen, die Chinesen verachtenden Europäern Schanghais nur ein spöttisches Lächeln entlockt haben, während es dem Tschungwang heiliger Ernst damit war. Als einfache Soldatennatur hat er sich nicht mit Spekulationen abgegeben, aber die Ausbreitung seines Glaubens war ihm Herzenssache. So hat er noch nach der schlimmen Erfahrung von Schanghai zu Missionar John gesagt: „Ihr habt das Evangelium seit mehr als 1800 Jahren, wir so zu sagen erst seit 8 Tagen. Eure Kenntnis davon muß korrekt und umfassend sein; die unsrige muß notwendig beschränkt und unvollkommen sein. . . ." [195])

Das Verhalten des britischen und französischen Kommandanten erschien nicht nur dem Tschungwang rätselhaft, auch die größte englische Zeitung in Schanghai sprach sich sehr verwundert darüber aus, daß man gegen die Taiping, die in diesen Tagen, da sie schon gegen Schanghai zogen, wertvolle Seidenschiffe, die den Europäern gehörten, noch völlig unbehelligt hatten passieren lassen, Feindseligkeiten eröffnen wolle. Wenn man die Chinesenstadt Schanghai (die mit dem internationalen Hafen gar keine Verbindung hat) vor ihnen schützen müsse, so könnte man das von jeder anderen chinesischen Stadt mit demselben Recht behaupten usw. Am 17. August, als dieser Artikel

im North China Herald erschien, hatte Tschungwang schon die westlich von Schanghai gelegene katholische Missionsstation Sikawei erreicht. Sie blieb verschont und wurde ausdrücklich durch eine Proklamation geschützt. Es verbreitete sich das Gerücht, ein Priester sei umgekommen, hat sich aber, wie es scheint, nicht bestätigt.[196]) Die kaiserlichen Soldaten, die sich ihnen entgegenstellten, wurden am 18. August in die Flucht geschlagen, und die Taiping näherten sich dem westlichen Tor von Schanghai. Und nun geschah es, wie Tschungwang angekündigt hatte. Sie winkten mit der Hand, baten die europäischen Offiziere, nicht zu schießen und standen regungslos da. Die Europäer aber eröffneten ein scharfes Musketen- und Geschützfeuer auf sie, das mit keinem Schuß erwidert wurde. Die Zeitung nannte das einen schändlichen Mord: „Unser Nationalcharakter ist geschändet, unser guter Name entehrt durch solche verkehrte und niederträchtige Entfaltung brutaler Gewalt." Während die Taiping solche Manneszucht hielten, verübten französische Marodeure allerhand Greuel unter den Chinesen der Vorstädte, die sie aus militärischen Gründen glaubten niederbrennen zu müssen. Am 20. August wiederholte sich die Szene vom Westtor in der Nähe der Fremdenniederlassung am Rennplatz. Die Taiping wurden sogar mit Schiffsgeschützen beschossen und gaben keinen Schuß zurück. Die Europäer rühmten sich nachher, daß „nicht ein einziger auf ihrer Seite verwundet oder gefallen sei".

Der Tschungwang aber erließ nach seinem Abzug ein Schreiben an die Konsuln der europäischen Mächte (wobei er Frankreich, das er als den Hauptschuldigen erkennt, und von dem er vermutet, daß es von den Mandschu bestochen sei, in der Adresse wegläßt), das so lautet: „Li, der königliche Fürst. . . . Wort und Treue zu halten ist der Grundsatz, der unsere Dynastie in unseren freundschaftlichen Beziehungen zu anderen

Völkern leitet. Betrügerisches und treuloses Vergessen früherer Übereinkünfte aber ist die wahre Quelle, aus der bei den ausländischen Nationen soviel Übel und Unrecht hervorgeht. Daß die Franzosen sich von den Dämonen verführen ließen, Schanghai gegen uns in Schutz zu nehmen, ist gegen die Grundsätze der Gerechtigkeit . . . und gegen ihren eigenen Vorteil. Wie können sie sich verantworten vor Gott, dem himmlischen Vater, und vor Jesus, dem himmlischen Bruder, und vor anderen Nationen der Erde? . . . Dennoch, soviel von mir abhängt, werde ich im Geiste der Großmut mir ihre Gegenwart unter uns geduldig gefallen lassen und nicht mit ihnen über das Vergangene abrechnen. Unsere Soldaten und unsere Offiziere werden aber das erlittene Unrecht nicht vergessen können. Sie sind mit Entrüstung erfüllt und verlangen nach Rache. Ich kann hinfort nicht überall einstehen für ihr Benehmen gegen die Ausländer, von denen sie so Schweres erduldet haben." Er schreibt weiter, wenn er jetzt Rache nehmen würde, so wäre es gegen die Liebe, die er Glaubensgenossen schulde, er wolle darum „in Liebe einen Pfad eröffnen, auf dem wir unsere Beziehungen zueinander auf einen bessern Fuß stellen können". Er hat auch dieses Versprechen gehalten: der Verkehr mit den Missionaren und die Ehrung, die er im Oktober des Jahres Roberts widerfahren ließ, sind der Tatbeweis dafür.

Es ist klar, daß die Europäer amtlich ihr schändliches Verfahren, das aus den Proklamationen Li's vor und nach der Affaire unzweideutig klar wird, zu vertuschen suchten, und das Resultat eines solchen Vertuschungsversuches scheint die Darstellung bei Schüler zu sein. Er schreibt (S. 193): „Man ließ die Rebellen, deren gewöhnliche Taktik darin bestand, mit den Fliehenden zugleich in die Stadttore einzudringen, bis dicht an die Mauern herankommen, und eröffnete dann ein vernichtendes Feuer. Sie schlichen sich nun im Bogen, die Deckung von

Gräben und Häusern benutzend, um die Stadt herum und tauchten plötzlich vor dem Südtor auf, wo sie jedoch ebenso empfangen wurden." Dem steht nicht nur die oben nach dem North China Herald gegebene Schilderung entgegen, sondern ebenso der von Spielmann (S. 102 f.) wiedergegebene Bericht von Lin-li, einem Europäer, der im Dienst des Tschungwang mit dabei war. Während aber Spielmann vor allem dem englischen Bevollmächtigten Bruce den Vorwurf macht, daß er „im Dienste der Zivilisation und Humanität" die Taiping niederkartätschen ließ, obgleich diese die Engländer, die sie an ihren roten Röcken kannten, mit Absicht verschonten, klagt der Schreiber des North China Herald die Franzosen an als die eigentlich Schuldigen. Spielmann schreibt: „Die französische Behörde schloß sich getreulich an die alte Bundesgenossin an." Der Engländer schreibt: „Wir wissen nicht und begehren es nicht zu wissen, ob die Sache in ihrem letzten Grund dem Einfluß der (französischen) Priester zuzuschreiben ist, was vielfach behauptet wird." Da der Tschungwang sich in seinem nachträglichen Schreiben ausschließlich auf die Franzosen bezieht, so scheinen sie nach seiner Meinung die Hauptschuldigen gewesen zu sein. Jedenfalls hatten beide Parteien Gründe für ihre Handlungsweise, die mit der von der englischen Regierung offiziell noch festgehaltenen Neutralität im Widerspruch stand. Auf englischer Seite mag es in erster Linie der Opiumhandel gewesen sein, auf französischer war ohne Zweifel der Einfluß der vielen den Taiping feindlichen Priester sehr stark. Im Gefolge der französischen Truppen befand sich damals eine ganze Heerschar hoher und niederer Priester, da Frankreichs Hauptzweck bei der ganzen Expedition nach China „Ausbreitung und Förderung der römisch-katholischen Missionen im fernen Osten war". Als nun unmittelbar nach der Unterzeichnung des Pekinger Vertrags (24. und 25. Okt. 1860) die alte zerstörte

Kathedrale in Peking durch französisches Militär wieder aufgerichtet und schon nach wenigen Tagen wieder feierlich geweiht wurde, schrieb Ostertag die prophetisch klingenden Worte: „Ein nachdenksamer Beobachter dieser Vorgänge kann sich nicht verbergen, daß damit ein schwerer, fast tödlicher Schlag die Sache der Taiping getroffen hat." [197])

Äußerlich hatte es zunächst nicht den Anschein, als ob Franzosen und Engländer sich nun gegen die Taiping wenden würden. Admiral Hope wurde nach dem Pekinger Vertrag nach Nanking gesandt und erhielt von der Taipingregierung die Zusicherung, eine Neutralitätszone von 100 chinesischen Meilen (57 km) um Schanghai für ein Jahr zu beachten, wenn von dort keine Kriegshandlungen der Kaiserlichen ausgingen. Dafür nahm der Tschungwang den andern für die Fremden geöffneten Hafen Ningpo im Dezember 1861. Die Neutralität wurde von den Briten so gehalten, daß sogar kaiserliche chinesische Truppentransporte unter englischer Flagge an Nanking vorbeitransportiert wurden. Es waren dies wohl Privatunternehmungen von Europäern, wie auch in Tschungwangs Dienst allmählich hunderte von Europäern traten, aber sie hatten doch immer wieder den Schutz ihrer Mächte zu genießen. Als dies Jahr abgelaufen war, hatten die Taiping darum keine Lust, diese Art von Neutralitätsvertrag zu erneuern, und so begannen die offenen Feindseligkeiten. Damit war ein Aufenthalt von europäischen Missionaren in Nanking nicht mehr möglich, und Roberts verließ schwer gekränkt die Stadt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Kämpfe zu schildern, bei denen auf beiden Seiten immer mehr auch Europäer in die Reihen traten, Abenteurer, die nach von Brandts Erinnerungen oft noch die Chinesen an Grausamkeit übertrafen.[198]) Mit ihrer Hilfe schlug Tschungwang seine Gegner immer wieder trotz ihrer weit überlegenen Kriegsmittel und des Eingreifens

englischer Kriegsschiffe und regulärer englischer Truppen, bis der junge Vizekönig Li Hung-tschang England um Überlassung eines regulären Offiziers zur Führung seiner so oft geschlagenen halb europäischen Armee bat, die den stolzen Namen der „immer siegreichen Armee" führte. Er erhielt Major Gordon, und seiner Kriegskunst, seiner Disziplin und seiner trotz Niederlagen nicht erlahmenden Energie verdankten schließlich die Mandschu den Sieg. Gordon war genau 30 Jahre alt, als er den für einen jungen Offizier ehrenvollen Ruf bekam. Er war Ende 1860 zu der chinesischen Expedition gesandt worden und kam eben noch an, um Zeuge der vandalischen Verwüstung des Sommerpalastes durch die europäischen Truppen zu sein, dann bekam er einen leichten Anfall von Pocken: „Diese Krankheit", schrieb er an seine Schwester, „hat mich zurück zu meinem Heiland gebracht, und ich bin gewiß, daß ich künftig ein besserer Christ sein werde als bisher." [199]) Wir dürfen ihm wohl zutrauen, daß er wenig Ahnung von dem eigentlichen Wesen der Taiping hatte. Er sah nur das entsetzliche Elend, das durch die Rebellion verursacht wurde, und glaubte, die Taiping als die Ursache desselben bekämpfen zu müssen. Schrecklich sei es, schreibt er, wenn man Leichen sehen müsse, aus denen Stücke zum Verzehren herausgeschnitten seien. Solchem Elend glaubte er ein Ende machen zu können, als er dem Li Hung-tschang erklärte, in 18 Monaten werde die Aufgabe gelöst sein. Er mußte freilich mit Schauder inne werden, wem er zur Hilfe beigesellt war. Er mußte es erleben, daß in der Stadt Sutschau, die sich ihm ergeben hatte, weil er ihr Schonung versprochen hatte, durch Li Hung-tschangs Soldaten in „dschingiskanischer" Weise gemordet und geplündert wurde. Noch ehe Gordon in der versprochenen Zeit sein Werk vollendet hatte, wurde er von der englischen Regierung abberufen, da am 20. und 31. Mai im Londoner Parlament die Empörung

über diese entsetzliche Bundesgenossenschaft mit den Massenschlächtern laut geworden war. Gordon hat aber China in dem Bewußtsein verlassen, ein gutes Werk getan zu haben. Eine riesige Geldsumme, die die chinesische Regierung ihm geben wollte, schlug er aus, nahm nur zur Erinnerung die goldene Medaille, die man in Peking eigens für ihn hatte prägen lassen. „Es ist nicht Ärger von mir," sagte er, „aber von der chinesischen Regierung will ich kein Geld. Arm, wie ich bei meiner Ankunft war, verlasse ich China, doch weiß ich gewiß, daß durch mich schwaches Werkzeug wenigstens 80—100000 Menschenleben gerettet worden sind." An seine Mutter schrieb er über die Medaille: „Keine zwei Pence achte ich diese Dinge, aber da ich weiß, daß du und der Vater Freude daran haben, so nahm ich sie an." [200])

Für die „Himmelsstadt" Nanking aber drohte nun der Untergang. Im Frühjahr 1864 legte sich ein gewaltiges Heer unter Tseng Kwo-fans Führung in weitem Umkreis um die Stadt, um sie auszuhungern und, nachdem durch Gordons Hilfe die Feldarmeen der Taiping teils vernichtet, teils nach Süden gedrängt waren, nachdem alle anderen Städte außer Hutschau gefallen waren, konnte die ganze Macht der Mandschu und der Europäer eingesetzt werden. Minenangriffe, die unter europäischer Leitung gemacht wurden, zerstörten die Vorwerke, am 15. Juli begann das Bombardement, am 19. Juli sprang eine 30 Meter breite Mine mit 20 Tonnen Pulver, und durch die Bresche wurde gestürmt. Der Tschungwang hatte diesen Ausgang vorausgesehen und darum seinen ganzen Einfluß eingesetzt, um seinen Herrn zum Verlassen von Nanking zu bewegen. Wir haben darüber seinen eigenen Bericht in seiner Selbstbiographie, die er niederschrieb, als er in die Hände seiner Feinde gefallen war.[201]) Während zehn Tagen schrieb er im Gefängnis täglich 5—7000 Schriftzeichen. Leider ließ Tseng

Kwo-fan das Schriftstück nicht unverändert. Er schreibt, er habe „die fehlerhaften Angaben korrigiert, die prahlerischen Bemerkungen über Stärke und Disziplin der Taiping-Truppen usw. gestrichen." So, wie es uns vorliegt, zeigt es „in seiner militärisch kurzen exakten Diktion und in dem Freimut der Sprache" den Charakter des Verfassers. Er berichtet in dieser Selbstbiographie, wie er schon im Winter 1863 dem Tienwang geraten habe, die Himmelsstadt zu verlassen. „Da aber brach der Himmelsfürst in unbändige Wut aus und überschüttete mich mit den schwersten Vorwürfen. Ich kniete nieder. Nachdem er ausgetobt hatte, hob ich wieder an. . ." Und nun stellte er ihm die ganze Größe der Gefahr vor Augen. „Wieder fuhr der Himmelsfürst bei meinen ruhig gesprochenen Worten auf und schrie mich an: „Ich habe den Befehl Gottes bekommen, hinabzusteigen auf die Erde und das Reich zu regieren. Ich bin der einzige Herr von zehntausend Nationen — wen sollte ich fürchten? Man hat dich in keiner Sache um deine Meinung gefragt, und die himmlische Regierung wünscht dich gar nicht zu hören. Du kannst die Hauptstadt verlassen oder hierbleiben, wie du willst. Das Reich, seine Ströme und Berge halte ich mit eisernem Griff fest, und wenn du mir nicht beistehen willst, so werden andere es tun. Du sagst, es seien keine Soldaten da. Meine himmlischen Truppen sind zahlreicher als die Tropfen des Meeres. Was habe ich den Dämon Tseng zu fürchten? Fürchtest du aber den Tod, so wirst du sterben. . .""
Der Tschungwang bat ihn darauf, ihn lieber gleich zu töten, er wolle gerne sein Leben in seiner Gegenwart hingeben als einen Beweis, daß er alle Kräfte nur in seinem Dienst verzehrt habe. Mit Tränen in den Augen verließ er den Palast. Am nächsten Morgen aber sandte ihm der Tienwang, der fühlte, daß er zu weit gegangen war, ein Hofkleid.

Ähnliche Szenen haben sich hundertmal am Hof in Peking und anderen Höfen des Orients zugetragen. Der obige Vorgang zeigt darum nur, wie völlig sich Tienwang im 13. Jahr seines Kaisertums als Kaiser fühlte. Es ist weder daraus zu schließen, daß er die Gefahr nicht kannte, noch daß er sich überhaupt nicht darum kümmerte. Wenn Voskamp hier von „tollen Maskeraden in einem großen Narrenhaus" schreibt (S. 49), so hat er gar nicht versucht, sich in den Geist eines chinesischen Hofes zu versetzen. Nur einen Vorwurf kann man dem Tienwang machen, nämlich, daß er nicht dem Rat Tschungwangs folgend Nanking verlassen hat, als es noch möglich war. Das hätte aber für ihn geheißen, sein Werk aufzugeben oder es von vorne zu beginnen. Beides war ihm nicht möglich, lieber wartete er auf ein Wunder Gottes, das ihn, den von Gott berufenen Kaiser, in seiner Kaiserstadt errettete. Als Tschungwang ihm die Not der Hungernden in der Stadt vor Augen stellte, sagte er: „Laßt sie Manna essen!" Er dachte, wie Gott jenes Volk, das Mose in seinem Auftrag in die Wüste geführt hatte, wunderbar gespeist habe, müsse er auch sein Volk erretten. Als der Tschungwang fragte: „Woher sollen sie Manna nehmen?" ging er in seinen Garten, ballte Kräuter zu einer Kugel zusammen und gab sie ihm. Was er damit meinte, wissen wir nicht. Unverständlich aber ist das harte Urteil darüber gerade von missionarischer Seite, wenn z. B. Voskamp schreibt: „So hat man denn Manna gegessen, und der Narrenkönig wartete auf das Einschreiten des Himmels zu seiner Rettung." Viel gerechter urteilt z. B. Spielmann: „Sie glichen den Juden zu Jerusalem, die, als schon der Tempel durch die Römer in Brand gesteckt worden war, glaubten, daß Jahve Sebaoth zur Hilfe erscheinen werde" (S. 149). Auch für die Taiping war ihre Hauptstadt die Himmelsstadt, und wenn sich der Fanatismus des Glaubens an

die Himmelsstadt klammerte, so werden gerade die, die etwas von Glauben verstehen, am wenigsten darüber spotten. Das Ende des getäuschten Glaubens war Verzweiflung. Am 17. Juli, als man sah, daß die Stadt verloren war, verbreitete sich das Gerücht, der Tienwang habe seine Frauen erdrosseln lassen, um sie nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, und habe sich selbst vergiftet durch Verschlucken von Blattgold. Genaues hat man nicht gehört. Der nun 15jährige Sohn, der einst unter so bedeutsamen Zeichen geboren war, wurde zum Nachfolger erklärt. Als am 19. Juli die Feinde durch jene große Bresche in die Stadt stürmten, rettete der Tschungwang den jungen Kaiser Hung Fu-tien, indem er ihm sein eigenes gutes Pferd überließ. Das halb verhungerte Tier, das er dafür nahm, versagte den Dienst.

So kam es, daß er von den verfolgenden Reitern erreicht und gefangen wurde — bis zuletzt der „Fürst der Treue"! Der feindliche Feldherr Tseng kwo-fan achtete den großen Gegner und widerstand dem Verlangen der Pekinger Regierung, ihn zur langsamen Messerhinrichtung im Käfig nach Peking zu senden, sondern ließ ihn enthaupten, nachdem er ihm Zeit gelassen, seine Selbstbiographie als Apologie an den Thron zu schreiben. Der Tschungwang schloß damit, daß er noch Macht und Einfluß genug besitze über die noch übrigen Truppen des Himmelsfürsten auf beiden Seiten des Stromes, und daß er glaube, auch im stande zu sein, dieselben zur Anerkennung der kaiserlichen Macht zu bringen. „Dies wäre noch mein letzter Wunsch als Erwiderung auf die großmütige Behandlung, die ich erfahren habe, und um in etwas meine große Schuld gegen den Ts'ing-Kaiser zu sühnen. Wäre mein Herr noch am Leben, so würde ich eine große Treulosigkeit begehen durch solche Unterwerfung, aber da er tot ist und sein Reich dem Untergang verfallen, so fühle ich, daß es meine Pflicht ist, die Taiping-

truppen, die doch nicht mehr imstande sind, das himmlische Reich zu halten, davon zurückzuhalten, noch mehr Krieg und Elend über das Volk zu bringen usw." Der kaiserlichen Regierung lag nicht daran, „noch mehr Krieg und Elend" zu verhüten. Sie hat das edle Anerbieten zurückgewiesen und noch jahrelang blutigen Krieg geführt, bis alles hingeschlachtet war, was mit den Taiping zusammenhing. „Hart und unerbittlich", schreibt Doskamp, „sind die letzten Funken der Rebellion ausgetreten worden." Die südlichen Taipingheere machten noch viel Mühe. Es ist möglich, daß der junge Taipingkaiser bei ihnen war. Noch 1866 eroberte der Kanwang die Hakkahauptstadt Kajintschu in der Kwangtungprovinz, dann zog er wieder nach Norden und ist dort verschollen. Der Geist der Verfolger spricht laut aus dem Siegesbericht, der nach der Einnahme von Nanking nach Peking gesandt wurde. „In drei Tagen", heißt es darin, „wurden 100000 Menschen getötet, während die brennenden Häuser nachts die Straßen erleuchteten. . . . Der militärische Ruhm unserer erlauchten Dynastie hat den des Altertums weit überstrahlt, und ihre Geschichte ist erfüllt von Heldentaten sondergleichen, denn die gegenwärtige Rebellion hat die Verwüstung von 16 Provinzen und die Zerstörung von nicht weniger als 600 Städten im Gefolge gehabt." [202]) Wenn der Ruhm, soviel Menschen gemordet, soviel Städte zerstört zu haben, auf Feindesland sich bezöge, wäre er noch erträglich, aber wenn man sich dessen am eigenen Volke rühmt, so ist es die fürchterlichste Narrheit, die sich denken läßt.

War es nun Aufgabe der europäischen Politik, diesen selbstmörderischen Wahnsinn zu unterstützen und zum Siege zu führen? [203]) Dies ist eine Frage, die wir, obwohl sie außerhalb des Rahmens einer missionswissenschaftlichen Untersuchung liegt, nicht ganz umgehen können, weil sie mit der anderen zu-

sammenhängt: Hat diese englische und französische Politik in der Frage der Taiping-Bewegung es verstanden, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, und wie ist speziell das Urteil der Missionare durch sie beeinflußt worden? Es ist die Frage, von deren Beantwortung es wesentlich abhängen wird, ob das Ziel unserer ganzen Untersuchung, das missionarische Urteil über die Taiping-Bewegung richtig zu stellen, erreicht wird. Das oben genannte populäre Urteil, daß englischer Opiumhandel und französische Priester den Ausschlag gegeben haben, um die den Taiping zugesagte Neutralität zu verletzen, wird weithin zutreffen. Es kommt aber noch hinzu, daß durch die Kriegskostenentschädigung, die von Peking zugestanden war, die Regierung der Mandschu Schuldnerin jener beiden Mächte geworden war. Wenn sie nun unterlag, so konnte diese Schuld nicht von der Taipingregierung eingefordert werden, ja wenn nur die „offenen Häfen" in die Hände der Taiping fielen, so verlor man damit die verpfändeten Seezolleinnahmen: „Wir genießen dort einen zeitweiligen Vorteil," schreibt der englische Gesandte Bruce am 23. 6. 1861 an seine Regierung, „der den Entschädigungen entspricht, die aus den Zollamteinnahmen an uns zahlbar sind. Was soll aus diesem Vorteil werden, wenn die Häfen in die Hände der Rebellen fallen?" [204]) Wir glauben, daß diese unmittelbaren Vorteile stärker in die Wagschale fielen als die feinsinnigen Erwägungen, die Hermann anstellt: „Der Gedanke, daß China ein Einheitsstaat sei, in welchem durch Vertrag mit der Regierung das ganze Volk beeinflußt werden könnte, beherrschte wie ein Axiom alle mitwirkenden Staatsmänner. Die große Vereinfachung aller Beziehungen ist der Hauptvorteil, den Europa daraus zieht. Niemand hatte Lust, die unsichere Arbeit eines Vertragsschlusses mit einer zweiten Macht zu unternehmen . . . es liegt historische Gerechtigkeit darin, daß das chinesische Volk auf diese Weise wider

seinen Willen in der Stunde seiner Demütigung zu einer Einheit zusammengeschweißt wurde. . . ." [205]) Nun aber hatte sich vor allem die englische Regierung auch mit dem Urteil der öffentlichen Meinung auseinanderzusetzen, denn nicht jedem wird die klassische Unbekümmertheit einleuchten, mit der Gordons Biograph den Satz niederschreibt: „Die Engländer, die zuerst geneigt waren, die Taiping zu begünstigen — aus religiösen Gründen —, waren nun von der Notwendigkeit, sie zu unterdrücken, überzeugt aus praktischen Gründen." [206]) Sie mußten suchen, ihre „praktischen" Gründe auch religiös und sittlich einleuchtend zu machen.

So finden wir denn in der mit dem Opiumhandel verbundenen Presse die beständige Betonung der „Greuel" der Taiping ohne den Versuch einer gerechten Würdigung ihrer Notlage und ohne die unstreitig viel größeren Greuel der Kaiserlichen damit zu vergleichen. Wir haben im vorhergehenden aus den Grundsätzen und Tatsachen nachgewiesen — und der Tatsachenbeweis ließe sich ins Unendliche vermehren —, daß, wenn Greuel einer kriegführenden Partei das Eingreifen Englands rechtfertigen würden, sein Platz auf Seiten der Taiping hätte sein müssen. Man möchte einwenden, daß auch das chinesische Volk selbst mehr und mehr die Schuld an dem ganzen Jammer auf die Taiping wälzte. Das geschah aber auf grund des im Eingang erwähnten Glaubenssatzes, daß, „wer dem Himmel widerstrebt, untergeht". Die Niederlage der Taiping war für das chinesische Volk der Beweis ihrer Schuld. Die Frage lag ihrem ganzen Denken fern, ob nicht die Unduldsamkeit der Regierung die größere Schuld beim Ausbruch eines Aufstandes haben könnte, selbst wenn er mißlinge. Dazu waren sie zu gut konfuzianisch erzogen. Wir finden nun auch in der missionarischen Literatur mehr und mehr ein allgemeines Reden von den „Greueln" der Taiping auch bei solchen, die

Proben ihrer guten Disziplin ausdrücklich hervorheben und von dem hohen sittlichen Stand, besonders der Leitenden unter ihnen, wohl unterrichtet waren.

Der nächste stehende Ausdruck jener oben genannten Presse war: die „gottesläſterlichen" Taiping. Wir haben ausführlich nachgewiesen, daß das Kaisertum in China stets theokratisch war. Wenn der „Sohn des Himmels" in Peking das Recht in Anspruch nahm, sogar die Götter seines Reiches ein- und abzusetzen, sie zu belohnen und zu bestrafen, so ist es nicht zu verwundern, daß sein Nebenbuhler in Nanking im Bereich seines christlichen Glaubens glaubte, eine ähnlich erhabene Stellung einnehmen zu müssen. Was über diese theokratische Stellung hinausging, die schwärmerischen Spekulationen über die Trinität, wie sie von Jang Siu-ts'ing ausgingen, waren nach dem Zeugnis aller Missionare praktisch ohne Wirkung auf das Volk der Taiping. Ja, wir dürfen wohl annehmen, daß sie von Siu-ts'uen selbst nicht so gepflegt worden wären, wenn nicht alle Missionare gerade darauf ihre Angriffe gerichtet hätten. Obwohl die Schwarmgeisterei nach dem Untergang des Ostfürsten, also schon seit Ende 1856, mehr zurückgetreten war, erschien es, wie es scheint, jetzt zeitgemäß, im North China Herald die Orgien der Tollheit vorzuführen, wie sie sich bei der schwarmgeistigen Erklärung der Offenbarung Johannis zeigten, übrigens nicht nur bei den Taiping, sondern auch andernorts zu allen Zeiten der Kirchengeschichte gezeigt haben. Man kann, wie im Anfang angedeutet, diesen Wandel des Urteils auch in den deutschen Missionszeitschriften (z. B. dem Evangel. Missionsmagazin) verfolgen. Während die Darstellung in den Jahrgängen 1861/62 durchaus Taiping-freundlich ist, beginnt der Artikel des Jahrgangs 1863 über die Lage der Taiping in China (S. 164 f.) mit den Worten: „Es gibt in unseren Tagen kaum eine betrübendere Erscheinung

auf den heidnischen Missionsgebieten, als die politischen und religiösen Zustände der Taiping. Wenn in früheren Jahren sich leise (nur leise?)[207]) und nicht ganz unberechtigte Hoffnungen an diese Bewegung anknüpften, so muß man jetzt bekennen, daß diese Hoffnungen völlig im Zerrinnen sind." Wieviel schlichtes Vertrauen zu Gott dem Vater, wieviel unbedingter Gehorsam gegen den „himmlischen Bruder Jesus", wieviel ursprüngliches naturwüchsiges Verständnis der Bibel dagegen bei den Taiping weit verbreitet war, wird nicht erwähnt.

Der dritte Punkt des Anstoßes, auf den die ostasiatische Presse mit besonderem Behagen hinwies, war die Polygamie. Wir glauben auch diesen Vorwurf auf sein richtiges Maß beschränkt zu haben, und halten alles Gerede davon, daß der Tienwang über den Lüsten des Harem alles andere vergessen habe, für häßliche Verleumdung, im Munde geführt von solchen Europäern, die z. T. in sittlicher Beziehung tief unter ihm standen. Solche Vorwürfe konnten in Wahrheit nur den Hof in Peking treffen, wo der mit dem Tienwang gleichzeitig regierende Kaiser Hiän-fung in jungen Jahren an seiner Liederlichkeit zu grunde gegangen ist. Sehr begreiflich ist dagegen, daß die Missionare an der Vielehe des Kanwang schweren Anstoß nahmen und sie wie einen Abfall vom Christentum ansahen. Das geht z. B. aus einem offenen Brief von Dr. Legge in Hongkong hervor, mit dem dieser noch am 11. Juli 1862 die Öffentlichkeit in England vor Unterstützung der Mandschu warnte und strikte Neutralität empfahl. Er schreibt darin: „Von da an (d. h. nach Bekanntwerden jener Irrlehren) hatte ich nur noch wenig für die Taiping übrig, bis ich vor etwa zwei Jahren entdeckte, daß mein alter Freund Hung Tschin als „Schildfürst" und besonderer Freund und Ratgeber des Hung Siu-ts'uen unter ihnen sei. Ich hoffte, daß er sie von ihren Irrlehren zurechtbringen und auch zu einer

klugen Politik leiten könnte, und seine ersten Proklamationen gefielen mir recht wohl. Aber bald schlug die Nachricht von seiner Vielehe alle meine wiederauflebenden Hoffnungen nieder." [207a]) — Aber konnte Dr. Legge wohl die Zwangslage, in der sich Hung Tschin in Nanking befand, ganz ermessen?

Gewichtiger ist der vierte Punkt, der allein das tatsächliche Verhalten der europäischen Mächte mitbestimmt haben mag, während die drei andern höchstens zum Vorwand dienen mußten, nämlich die Behauptung, daß die Taiping nicht zum Regieren fähig gewesen wären. Sie hatten allerdings wenig Möglichkeit, der Welt zu beweisen, wie sie im Frieden ihr Reich regieren würden, und daß sie imstande seien, das große Reformprogramm des Kanwang zur Tat werden zu lassen. Nanking blieb ein großes Kriegslager mit anomalen Verhältnissen. Sutschau ist die einzige Stadt, in der die Europäer das Wirken der Taiping selbst beobachten konnten. Kaum drei Jahre war die Stadt in ihrer Hand, und sie haben sie in dieser Zeit nicht nur mit Bauten geschmückt, darunter auch mit einer „Halle des himmlischen Vaters", einer chinesischen Kirche (der gegenüber unsere Missionskirchen sehr importiert erscheinen), sondern auch die Seidenzucht trotz des Krieges gehoben.[208]) Als aber die Kaiserlichen Sutschau eroberten, haben sie die Stadt zum Teil in einen blutigen Sumpf verwandelt und die der Seidenzucht dienenden Maulbeerbäume alle abgehauen. In einem Stück war freilich die Herrschaft der Taiping den Bewohnern von Sutschau unangenehm: Sutschau nannte man auch das chinesische Paris, wo man am besten verstand, sich zu vergnügen, und darum behagte ihnen die Sittenstrenge der Taiping nicht. Wiederum ist man höchlich verwundert, dieses Urteil bei Spielmann zu finden (S. 107), während der Missionar Edkins nur das Veröden des Hauptsammelplatzes und Vergnügensortes der vornehmen Welt bei Sutschau, wo die „Blumen-

boote" auf dem Kanal fuhren, und hell erleuchtete Läden, Teebuden und Schenken ein buntes Bild boten (S. 267 f.), zu bedauern scheint. Er muß freilich zugeben, „die Einführung verantwortlicher Beamter und das festgeordnete Steuersystem haben viel dazu beigetragen, das Vertrauen in der Umgegend dieser wichtigen Stadt wiederherzustellen, und der Handel beginnt wieder aufzuleben" (S. 264). Warum immer wieder der Vorwurf des „Mangels an Regierungstalent"? (S. 288), die Taipings seien „keine Staatsmänner" (S. 307) usw., wenn sie sich doch damals in Sutschau, als sie kaum ein Jahr Herren waren, schon so gut bewährten? Warum traute man ihnen nicht zu, daß sie im Gegenteil besser als die Mandschu imstande sein werden, das chinesische Volk einer lichteren Zukunft entgegenzuführen? Edkins gibt eine etwas verschleierte Antwort: „Sie haben ein System und strenge Überzeugungen hinsichtlich einiger großen religiösen Wahrheiten . . . unter dem Einfluß ihrer Überzeugungen und von Hindernissen umgeben, welche sie nicht zu bewältigen vermögen, sind sie sorglos für die Zukunft und träumen sich in eingebildete Zustände eines neu-konstituierten Chinas, das nach ihren Ideen eingerichtet, durch irgend einen Zufall, der diese Veränderung begünstigt, herbeigeführt werden soll" (S. 307). Was sind diese „Überzeugungen", diese „Ideen", in denen sie leben und für die sie sterben? Es ist die Einführung des Christentums in China, daß alles dem „himmlischen Vater" und dem „himmlischen Bruder" gehorche. Dem schienen allerdings unüberwindliche „Hindernisse" entgegenzustehen. Es gibt aber keine andere Macht, die solche Hindernisse überwinden kann als ein unerschütterlicher Glaube, ein Glaube, der wohl „sorglos" macht, aber deshalb doch kein „Träumen" ist, sondern alle Kräfte anspannt.

Trotz aller Rechtgläubigkeit, als deren Anwalt ein Mann wie Edkins nach Nanking kam, lag doch in der Taiping-Bewegung viel mehr Glauben an die Möglichkeit einer Christianisierung des chinesischen Volkes, als ihn der europäische Missionar zeigte, und damit viel mehr lebendiger Gottesglaube überhaupt. Wenn ein Gegner der Mission wie Erkes erklärt, daß die ganze Bewegung an dieser fast unmöglich scheinenden Aufgabe gescheitert sei — „In der Verquickung mit ausländischen Ideen sind die Gründe zu suchen, die das endgültige Scheitern der Bewegung herbeiführten" sind seine Worte (S. 54) — so verstehen wir das wohl, wenn aber ein Missionar, der mitten drin stand, den Taiping den Vorwurf macht, daß ihr Glaube sie unfähig zum Regieren gemacht habe, so ist das schwer zu begreifen.[209]) Wir werden heute zu dem Urteil kommen, daß eine Christianisierung Chinas durch die Taiping vielleicht nicht schwerer gewesen wäre, als die Christianisierung des römischen Reichs durch Konstantin, der auch durch ein visionäres Erlebnis dazu veranlaßt war. Hatte Konstantin damals im römischen Reich die numerisch kleine Minderheit von Christen auf seiner Seite, so hatte Siu-ts'uen den in der Seele des ganzen Volkes lebendigen und tiefgewurzelten Himmelsglauben für sich, dem gegenüber der ganze Götzendienst stets als etwas Fremdes empfunden wurde. Selbst das für den europäischen Missionar oft unüberwindlich scheinende Bollwerk des Ahnendienstes wäre für den Chinesen nicht ebenso unüberwindlich gewesen,[210]) gesteht doch sogar Li Hung-tschang in seinen Memoiren (S. 43): „Es wurde mir schwer zu glauben, daß unsere eigenen Götter und guten Geister die Religion des Reiches der Mitte verlassen hätten und ihren Schutz dem Throne versagten, aber bei den dauernden Erfolgen der Rebellen begann ich etwas in meinem alten Glauben erschüttert zu werden und legte mir sogar die Frage vor, ob unsere

berühmten Vorfahren wohl noch die Gläubigen, die sie anbeteten, beschützten." Der Himmelsglaube bot nicht nur inhaltlich die beste Anknüpfung für die Taiping, er hätte ihnen bei ihrem Siege das chinesische Volk zugeführt, das an den Satz glaubte: „Wer dem Himmel gehorcht, hat Bestand." Aber die christliche Kirche des Abendlandes war weder weitherzig noch gläubig genug, um ihren chinesischen Brüdern die Hand zu bieten. Ja die christlichen Völker spielten den Henkersknecht, der sie umzubringen hatte.

Einen Trost glaubt die Mission dabei zu haben, daß nämlich den Chinesen der Unterschied zwischen den europäischen Christen und den Taiping deutlich geworden sei, das heißt aber die Taiping, die ihre eigenen Brüder als Fremde ansehen gelernt hatten und die Bruderhand so oft nach den sonst so verachteten und verabscheuten Fremden ausgestreckt hatten, endgültig zurückstoßen. So schreibt z. B. Archdeacon Moule, der den Taipingsturm in Ningpo miterlebt hat: „Es war ein Glück, daß schließlich die englischen Kanonen mithalfen, die Revolution zu unterdrücken, so konnte man auf den Spott, daß die Taiping auch Christen seien, antworten: ‚Das ist unmöglich! die christlichen Mächte würden doch nicht gegen ihre Brüder kämpfen!'" [211]) Ja, wenn sie christliche Mächte wären! Li Hung-tschang schreibt in seinen Memoiren (S. 42): „General Gordon versuchte, mir die Lehren der christlichen Kirche zu erklären, aber ich wollte nicht geduldig zuhören, ich hatte es zu sehr gelernt, den Namen zu hassen. Gordon wollte mich damals überzeugen, daß keine der christlichen Nationen Sympathie für die Langhaarigen hätte, und er gab als einen der Beweise dafür an, daß sein eigenes Land, welches, wie er sagte, das leitende der christlichen Völker der Erde sei, doch in dem Augenblick gerade China alle Hilfe bot, um ihm bei der Unterdrückung des Aufstandes zu helfen." Li Hung-tschang

fügt hinzu, er habe es damals nicht geglaubt, sich indessen später davon überzeugt, daß die Taiping keine Christen seien, da sie nichts Europäisches an sich hätten.

Die Waffenhilfe, die das christliche England bei der Niederwerfung des Aufstandes leistete, hat zwar manchen zwischen Taiping und Christen unterscheiden gelehrt; aber die große Mehrzahl blieb dabei, den Haß gegen die unterlegenen Rebellen auf alle Christen zu übertragen und damit auch auf alle Europäer. So konnte aus der blutigen Saat keine Segensfrucht erwachsen. Der beste Beweis dafür ist, daß der Eroberer von Nanking, der hochsinnige und mannhafte Tseng kwo-fan, der als erster einst den Taiping auf ihrem Siegeszug nach Norden standgehalten hatte, der Mann, der nachher den Tschungwang nicht in die Hände rachgieriger Weiber fallen ließ, derselbe, der bei der Belagerung Nankings 4000 verhungernde Frauen und Kinder der Taiping abziehen ließ, daß dieser Mann 1870 die Niedermetzelung aller Europäer in Tientsin begünstigte, wenn nicht gar anstiftete. Das war in den Augen eines mannhaften Chinesen das Los, das ihnen gebührte, wahrlich ein Lohn, würdig des Verrats, der an den Brüdern begangen war!

Wohl ist an den Taiping das Wort Jesu wahr geworden: „Wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen", aber sollten sie darum nicht als seine Jünger und als unsere Brüder angesehen werden? Haben doch Jesu Jünger entgegen dem Wort ihres Meisters oft zum Schwert gegriffen, um sein Reich auszubreiten. Wo es geschehen ist, wird die Geschichte finden, daß nationale Gedanken irgend welcher Art mit dem Christentum verquickt wurden. So war es auch im Aufstand der Taiping: Das „Schwert" und das Ideal des „großen Friedens", d. h. die Gedanken, daß das Gute mit Gewalt durchgeführt und in dieser irdischen Welt-

ordnung in einem großen Reiche, das die Menschheit (d. h. China) in sich faßt, zur Erscheinung kommen müsse, stammten aus dem Konfuzianismus. Dieses Reich kann dort nicht anders gedacht werden als mit einer theokratischen Spitze, mit einem Kaiser, der der Vertreter des Himmels für die Menschheit ist. Diese chinesischen Gedanken, zu deren Ausführung sich der Stifter des Taipingreichs durch seine Vision berufen fühlte, bekamen erst Leben und Gestalt durch das Christentum. Vor allem wurde dadurch der Himmels- oder Gottesglaube erst als Glaube an den himmlischen Vater lebendig und seiner selbst gewiß. Durch das Christentum bekam der Kampf gegen alle Abgötterei Richtung und Klarheit. Christlich war die Reinigung, die man in der Taufe begehrte, die Sühne für die Sünden, für die man den himmlischen Bruder pries, der Beistand des Geistes, den man zum guten Wandel erbat. Aus dem Christentum stammten die zehn Gebote, die man als Richtschnur des Lebens annahm. War auch vieles nur äußerlich angeeignet, nicht innerlich erfaßt, und blieb das Christentum der meisten noch auf einer gesetzlichen Stufe, so war doch Bescheidenheit und Bereitwilligkeit zu lernen gerade bei den Besten vorhanden, und der ursprüngliche Gedanke eines Gottesreichs, das sich auf China beschränkte, wich mehr und mehr dem Bewußtsein des Zusammenhangs mit der ganzen christlichen Kirche. Ernste und weitblickende chinesische Christen, deren es damals noch wenige gab, sahen darum die Taiping als Brüder an. Liang A-fat redete in seinem Alter mit Freudentränen davon, daß durch seine Schrift diese Bewegung ihren Anstoß bekommen hatte. Er glaubte bis zu seinem Ende 1855, daß der Stifter des Taiping-Reiches bei all seinen Verirrungen wahrhaft gläubig sei und betete, wie er sagte, zu jeder Stunde des Tages zum Allmächtigen um seinen Segen für die Anführer.[212]) Daß sie

nicht loskamen von ihren konfuzianischen Gedanken, d. h. das Schwert, das ihnen vom Himmel selbst in die Hand gegeben schien, nicht hergeben wollten, war ihr Verhängnis und vielleicht ihre einzige Schuld. Daran ist diese hoffnungsvollste Bewegung zur Christianisierung Chinas zu grunde gegangen, für die chinesische Mission, wie für die ganze Christenheit eine gewaltige Mahnung, nie das Wort ihres Meisters zu vergessen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Anmerkungen.

1) Voskamp, „Das Ende eines chinesischen Dramas" in „Gestalten und Gewalten aus dem Reich der Mitte". Berlin (ohne Jahreszahl). S. 40.

2) Evangelisches Missionsmagazin (E.M.M.) 1863, S. 171.

3) De Groot: Sectarianism and religious persecution in China (Amsterdam 1903), page 554.

4) „Bilder aus der Berliner Mission in Lukhang." S. 19. Dort wird auch der Name „Blumenkreis" erklärt. Er kann nicht von dem Blumenreichtum der Gegend kommen (denn auch dieser Kreis ist wie China allgemein blumenarm), wird vielmehr auf die Entstehung des Kreises zurückgeführt, den die Mandschuregierung aus verschiedenen Stücken benachbarter Kreise „wie einen Blumenstrauß" zusammengesetzt habe.

5) Die ständige Antwort auf die Frage der Taufbewerber, warum sie Christen werden wollen, ist nach des Verfassers Erfahrung unter den Hakka: „Weil das Christentum wahr, der Götzendienst falsch ist."

6) In einem Regierungserlaß (bei De Groot S. 553, Anm. 1) ist in Siu-ts'uens Namen statt des Zeichens für „vollständig" das ähnlich lautende für „Quelle" gesetzt, ein Zeichen, daß diese Erlasse, auf die sich De Groot hauptsächlich stützt, nicht sehr genau orientiert sind. Die Hakka-Aussprache des Namens ist „Fung Siu tshen". In Hochchinesisch kann er auch Siu-ts'üan geschrieben werden, englisch Hsiu ch'uan.

7) E.M.M. 1863, S. 178 f.

8) Voskamp a. a. O. S. 41.

9) Weber-Rieß, Weltgeschichte in 3 Bänden (Leipzig 1918), II, S. 781.

10) v. Brandt, 33 Jahre in Ostasien (Leipzig 1901), Bd. III, S. 64.

11) E.M.M. 1854, I, S. 147 f.

12) Das Reisetagebuch eines Philosophen, S. 529 f.

13) E.M.M. 1861, S. 283 f.

14) Englisch: „Hung jin". Hamberg nennt ihn zur Unterscheidung von Hung Siu-ts'uen stets „Fung" mit der Hakka-Aussprache seines Geschlechtsnamens, sei es für die Bequemlichkeit der Leser, sei es, weil er Hung Tschins Namen verschweigen wollte. Diese Unterscheidung ist auch in andere Bücher übergegangen, die den Grund dafür nicht mehr verstanden, z. B. in Kürschners Prachtwerk „China", wo Münsterberg über die Taiping-Rebellion berichtet, S. 451.

15) A. a. O. S. 553 f. De Groot spottet gerne über die „Visions of Hamberg", S. 553, Anm. 1 und S. 555.

16) A. a. O. S. 64. von Brandt nennt als Heimat Siu-ts'uens die Kwangsi-Provinz! (S. 63.)

17) Vgl. z. B. Schlatter, Geschichte der Basler Mission, II, S. 281 ff.

18) Wie Meadows (the chinese and their rebellions) hat auch Williams (middle kingdom) Hambergs Bericht benützt. Von den beiden neueren deutschen Gesamtdarstellungen der chinesischen Geschichte folgt Hermann (Chinesische Geschichte, Stuttgart 1912) S. 222 ff. im allgemeinen De Groot, während Schüler (Geschichte Chinas, Berlin 1912, S. 154 ff.) Hambergs Bericht wiedergibt.

19) Ostertag und andere setzen 1833; Hamberg schreibt an dieser Stelle nur „als S. über 20 Jahre alt war", gibt aber für das nächste

Examen bestimmt 1837 an. Da der Turnus der Provinzialexamina dreijährig ist, muß das vorhergehende 1834 gewesen sein.

20) E.M.M. 1854, I, S. 149.

21) E.M.M. 1861, S. 289.

22) Die üppigsten Blüten treibt die Phantasie in der einzigen größeren deutschen Schrift über die „Taiping-Revolution in China", die es gibt. Sie ist von Dr. C. Spielmann als „ein Kapitel der menschlichen Tragikomödie" 1900 in 2. Auflage in Halle a. S. bei Gesenius erschienen. Er schildert zuerst die Zeit, wo Hung das „chinesische Humangymnasium in Kanton besuchte" und das ganze bunte Treiben in sich aufnahm, auch den ganzen Synkretismus von moslemischen, katholischen und anglikanischen Religionsanschauungen, denn die Chinesen „hatten" ja Kanton 1842 allen Europäern geöffnet. Er setzt aber die Studienzeit Hungs in Kanton auf 1832 36 oder 1834 36. Das Examen von Kanton wird mit grandioser Freiheit nach Peking verlegt. „Mit seinem Bücherranzen auf dem Rücken, den Reisbeutel an der Seite", so läßt Spielmann ihn „per pedes apostolorum" nach Peking wandern und dort die Hanlin-Akademie besuchen (!!) und dann sich „auf seinen kranken Beinen den himmelweiten Weg heimschleppen". Es ist nicht möglich, im weiteren stets auf die vielen Irrtümer des Buches hinzuweisen, bei dem wertvolles Material zur Verfügung stand, aber ganz ohne Sachkenntnis verwandt wurde, was gewissermaßen schon dadurch symbolisiert wird, daß auf dem Titel die vier Zeichen Tai-ping-tien-kwo, „Himmelreich des großen Friedens", in verkehrter Reihenfolge stehen.

23) Wer war dieser Missionar? Daß es Morrison († 1. August 1834), der in diesem Zusammenhang oft genannt wird, nicht gewesen sein kann, scheint uns einleuchtend zu sein. Andere nennen J. J. Roberts. Aber dieser ließ sich erst 1844 in Kanton nieder. Gützlaff war meist auf Reisen. 1830 waren die beiden Amerikaner Bridgman und Abeel nach Makao gekommen, der erstere war ein guter Sinologe. Da der letztere sich zuerst der Seemannsmission widmete und erst nachträglich in den eigentlichen Missionsdienst eintrat, könnte man an ihn denken, zumal da er schon 1846 gestorben ist. Am meisten scheint alles auf Edwin Stevens zu stimmen, von dem Gützlaff in einem Brief, der Sept. 1834 im Basler Missionsmagazin abgedruckt ist, schreibt: „Erst vor wenigen Tagen ist Missionar Stevens auf dieser Küste angekommen, um die Sprache der Chinesen zu erlernen, und in den Seehäfen des Landes das Evangelium zu verkündigen." Stevens scheint demnach beides gleichzeitig begonnen zu haben, ist aber schon etwa 1837 gestorben. (Mc.-Gillivray „A century of missions in China" gibt über ihn irrtümliche Angaben: Append II, page 3 heißt es: „entered 1836 died 1837", pag. 45 wird als Jahr des Eintritts 1835 genannt.) Außer den genannten war um diese Zeit nur noch Wells Williams in Makao (angekommen 1833), der bekannte Verfasser des Middle Kingdom. Er hätte aber eine solche Begegnung mit dem späteren Taipingkaiser nicht verschwiegen.

24) Zusammengefaßt in Church Missionary Intelligencer vom September 1853. Daraus die Stelle im E.M.M. 1854, I, S. 146 f. fälschlich als „Schreiben des Bischof Smith" zitiert. Die Stelle (S. 206) ist in Wirklichkeit dem North China Herald entnommen.

24a) Robert E. Speer gibt in seinem Werk „Missions and modern history" (New York 1904) die eingehendste Behandlung der „Taiping-Rebellion" (Band I, S. 11–70). Sie kam mir leider erst während des Druckes zu Händen und kann darum nur nachträgliche Berücksichtigung finden. Speer gibt den Bericht über die Vision fast wörtlich mit unserer Quelle übereinstimmend, hat nur im Anfang *einen* neuen Zug, der auch

echt chinesisch ist und somit unser Urteil über die Vision stützt. Speer schreibt: „Als seine Augen geschlossen waren, sah er zuerst einen Drachen, einen Tiger und einen Hahn ins Zimmer treten, dann eine Menge Leute, die mit Musik einen schönen Tragsessel daherbrachten." (S. 19.)

25) v. Brandt schreibt (a. a. O. S. 63): „Siu-ts'uen wurde 1837 während (!) der Ablegung der ersten Prüfung von anscheinend epileptischen Krämpfen befallen, in denen er Visionen hatte." Erkes schreibt in „China" (Gotha 1919) S. 54 von dem „halbwahnsinnigen Urheber des Aufstandes".

26) Hermann a. a. O. S. 223.

27) An eine Legende über Mohammed erinnert der Akt der Sündenbefreiung, den S. in der Vision erlebt. Danach öffnete Gabriel den Leib des Knaben Mohammed, nahm das Herz heraus, reinigte es und setze es wieder ein.

28) Grube, Religion und Kultus der Chinesen (Leipzig 1910), S. 103.

29) Ebenda S. 101 f.

30) Franke, Studien zur Geschichte des konfuzianischen Dogmas (Hamburg 1920), S. 239.

31) „Es gibt keinen vernünftigen Grund, nicht annehmen zu sollen, daß die Seele den Körper auf eine Zeit lang verlassen kann", sagt später ein gebildeter Chinese zu Missionar Edkins (Jane Edkins S. 317 f.).

32) Vor allem echte Perlen, die zerstoßen werden.

33) Ein glaubwürdiger Zeuge Hwang führt als damals noch lebende Augenzeugen der Vision auf: Siu ts'uens Mutter, seine beiden Brüder, Hung Tschin und eine Schwester (bei Edkins S. 314). Das Jahr der Vision ist durch viele Proklamationen des Taipingkaisers und seiner Fürsten als das Jahr „ting ju" (1837) bestätigt. Daß Voskamp (a. a. O. S. 43) irrtümlich das Jahr 1847 setzt, hat bei ihm eine Verwirrung in die ganze Vorgeschichte gebracht. Ob der Irrtum schon bei Tschung-wang vorlag, scheint fraglich.

34) E.M.M. 1861, S. 295.

35) E.M.M. 1861, S. 293. Ostertag übertreibt auch das Wort über Konfuzius. Bei Hamberg heißt es (a. a. O. S. 151), daß er „die wahre Lehre nicht klar dargestellt" habe. Ostertag macht daraus „falsche Lehre", was kein Chinese zu sagen wagen würde. Es ist ein großer Unterschied zwischen m to min p'ak — nicht ganz klar, und ji ton — falsche Lehre, Ketzerei.

36) E.M.M. 1863, S. 165.

37) E.M.M. 1854, I, S. 176 (Schlußwort).

38) Mc Gillivray A century of missions in China, S. 557. Der teilweise christliche Charakter dieser Schriften wird auch von De Groot anerkannt, a. a. O. S. 554.

39) „China" S. 54. Der Deutsche Gützlaff war zunächst von einer holländischen Gesellschaft ausgesandt, damals Freimissionar. Daß er im späteren Verlauf bei der Hongkonger Behörde einen Posten annahm, kommt hier nicht in Betracht und hat auch seine Missionstätigkeit nicht beeinflußt, mit Siu-ts'uen hatte er nie zu tun. J. J. Roberts war Amerikaner. So leichtfertig wagt man, Missionaren den Stempel „in englischem Solde" aufzudrücken!

40) A. a. O. S. 64 f.

41) Memoiren des Vizekönigs Li Hung Tschang übersetzt von M. v. Hagen (Berlin 1915), S. 42.

42) Weltgeschichte der Neuzeit, Berlin 1908, II, S. 360.

43) De Groot, S. 553, wohl nach dem englischen Original Hambergs.

44) E.M.M. 1854, I, S. 153. Nach Williams History of China rief er aus: „Diese Bücher sind gewiß eigens für mich vom Himmel gesandt,

um mir die Wahrheit dessen, was ich einst erlebt habe, zu bestätigen! Hätte ich die Bücher bekommen, ohne damals krank gewesen zu sein, so hätte ich nicht gewagt, daran zu glauben und mit den alten Sitten zu brechen. Wäre ich aber nur damals krank gewesen, ohne später die Bücher zu bekommen, so hätte ich keinen Beweis für die Wahrheit meiner Visionen gehabt, und man hätte sie als Erzeugnis einer kranken Einbildungskraft angesehen." Der Verwandte vom Stamm Li, der die Bücher entdeckte, ist nach Williams ein Bruder (oder Vetter?) der Frau Siu-ts'uens. (Bei Speer a. a. O. S. 21.)

45) Das Neue Testament von Morrison und Milne von 1823 hat für „Gott" den Namen schen (Geist) oder tien schen (Himmelsgeist).

46) Vgl. Liang A-fats Selbstbekenntnis in Burckhardt-Grundemanns Kl. Missionsbibliothek III, 3, S. 161.

47) De Groot a. a. O. S. 553.

48) Die Verwechslung mag daher kommen, daß die kantonesischen Punthi mit Verachtung und Geringschätzung von den unliebsamen Eindringlingen, den Hakka, sprachen, und sie den Ureinwohnern gleichstellten.

48a) Das Bergland der Miau oder Yao, das bis heute noch unerforschtes Land ist, liegt in der Kwangsi-Provinz zwischen Pinglo und Hsün-tschau (am Westfluß), „Taldorf" muß nach Speer im Kwei-Kreis, südlich von Hsüntschau, zu suchen sein.

49) E.M.M. 1854, I, S. 173 f.

50) Voskamp a. a. O. S. 43.

51) Ebenda S. 44.

52) Basler Kollektenblätter, Nr. 151, „Li Tschin kau, ein Prediger des Evangeliums in China", S. 3. Derselbe war später ein hervorragend treuer und auch origineller Christ.

53) Burckhardt-Grundemann Kl. Miss.-Bibl. III, 3, S. 181.

54) Issaschar Jakob Roberts gehörte der amerikanischen Baptistenkirche an, war 1836 nach China gekommen, zuerst nach Makao; dann, als Hongkong eröffnet war, wirkte er dort mit Gützlaff zusammen, um sich 1844 in Kanton niederzulassen. Die Missionsberichte heben seine Aufopferungsfreudigkeit hervor; der Herausgeber von Li Hung-tschangs Memoiren nennt ihn den „bedeutendsten christlichen Missionar damals im Reich" (S. 69), wird aber damit ebenso wenig recht haben wie von Brandt, der ihn als „nach allen Berichten durchaus ungebildet" bezeichnet (a. a. O. S. 63).

55) Es war schon die allgemeine Auffassung der Zeitgenossen, daß er sein Christentum Roberts Unterricht verdanke (z. B. Edkins S. 297), Roberts eigener Bericht über den Besuch der beiden Hung aber stimmt völlig mit dem des Hung Tschin überein. Er schreibt: „1846 oder 47 kamen einmal zwei gebildete Chinesen in mein Haus in Kanton und wünschten, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden. Einer von ihnen kehrte bald heim, aber der andere blieb zwei Monate oder länger, studierte in dieser Zeit die Bibel, nahm am Unterricht teil und hielt sich ohne Tadel. Das muß Hung Siu-ts'uen gewesen sein, und sein Begleiter, der bald wieder heimkehrte, wird wohl der Erzähler gewesen sein. Als der erstere zu uns kam, brachte er ein Schreiben mit, in dem er genau von dem Buch berichtet, das solche Rolle in der Erzählung seines Freundes spielt, ferner von seiner Krankheit und der Vision, die ihm dann durch das Buch bestätigt worden sei. Einiges von dem, was er aus seiner Vision mitteilte, konnte ich mir damals nicht erklären ohne genauere Bekanntschaft mit der Bibel und kann es auch jetzt nicht. Er wünschte, getauft zu werden, aber reiste in die Kwangsiprovinz, ehe wir ihn glaubten zulassen zu können. Was aber aus ihm geworden ist, erfahre ich erst jetzt (The Chinese and general missionary gleaner, Febr. 1853). (Bei Speer S. 24.)

56) Hamberg selbst schreibt „Dornberg", E.M.M. 1854, I, S. 158. Daraus ist im Englischen „Thistle Mount" (De Groot) und dann deutsch Distelberg (Schüler) geworden, mit Unrecht, denn in Südchina kennt man die Distel nicht.

57) Das letztere war später nicht mehr allgemein, wird aber von den Kwangsi-Leuten ausdrücklich bestätigt, E.M.M. 1861, S. 485.

58) Nach der Zerstörung des Götzen dichtete er ein Lied, das sich wie in E.M.M. 1854, I, S. 164, so auch in einem von Missionar Wannags neu entdeckten Taiping-Katechismus, der in der Allgem. Missionszeitschr. 1923, S. 81 ff. wiedergegeben ist, findet (S. 82). Eben dort ist auch ein Lied Siu-ts'uens auf einen ganz ähnlichen Vorfall: „Vernichtung der Luk Ts-Götzen" (ebenfalls in der Kwangsiprovinz) abgedruckt.

59) Hermann a. a. O. S. 211. Siehe dort auch, wie schlecht Europa diesem edlen Chinesen gelohnt hat, so daß er sich erdrosseln mußte!

60) Nach Huc, „Das chinesische Reich" I, S. 38 f. Leipzig 1856. Siehe auch bei Hermann S. 197.

61) Hermann S. 202.

62) Bedeutungsvoller war, daß er sich auch den Vorderschädel nimmer rasierte, sondern das Haupthaar wachsen ließ. Das war schon der Anfang zur Wiederherstellung der altchinesischen Tracht und Auflehnung gegen die von den Mandschu eingeführte Zopftracht. Da diese Haartracht bei den Taiping allgemein wurde, bekamen sie davon beim Volk den Namen „langhaarige Rebellen".

62 a) E.M.M. 1854, I, S. 148 f., „fußlang" nennen die Chinesen auch ganz dünne Bärte, die kaum halb so lang sind, um die Würde des Trägers zu schildern. „Rotbraune" Bärte sieht man in China selten, schon deshalb, weil jüngere Leute keine Bärte tragen. Das Haar spielt manchmal ins rötliche, aber dabei mag etwas Rassenmischung vorliegen (s. oben S. 16). Ein Bild in Kürschners Prachtwerk „China" zeigt Siu-ts'uen bartlos, ist aber wohl Phantasie. J. J. Roberts schildert ihn nach seiner Erinnerung als einen hübschen jungen Mann mit rundlichem Gesicht, von mittlerer Größe (etwa 5 1/2 Fuß hoch) (bei Speer S. 24).

63) Vgl. den eingehenden Bericht über diese Fahrt und die dadurch gewonnene Erkenntnis der Taiping in Church Missionary Intelligencer, Sept. 1853, S. 193 ff.

64) Hermann a. a. O. S. 225.

65) E.M.M. 1861, S. 482.

66) Die chinesischen Zeichen gibt Mayers Readers Manuel, S. 69.

67) Grube, Geschichte der chinesischen Literatur (Leipzig 1902), S. 413.

68) E.M.M. 1854, I, S. 171 f.

69) Doolittle, Social life of the chinese (New York 1865) I, S. 86. Nach Abbé Huc betete zu seiner Zeit das Brautpaar unter freiem Himmel Erde und Himmel an (a. a. O. II, S. 142).

70) Ku Hung ming, „Der Geist des chinesischen Volkes" (Jena 1916), S. 122.

71) E.M.M. 1854, I, S. 171 f.

72) E.M.M. 1862, S. 177. Vgl. dasselbe Gebet in etwas anderer Übersetzung auch in dem Anm. 58 erwähnten Taiping-Katechismus (A.M.Z. 1923, S. 84). Die kürzeren und von den späteren Irrlehren („himmlische Mutter", „himmlische Schwägerin" siehe darüber S. 104) freien Gebete finden sich ebenso in den älteren Quellen. Vgl. den Taiping-Katechismus in E.M.M. 1863, S. 175 f. und die Gebetsmuster in E.M.M. 1861, S. 349. In den beiden späteren Gebeten (A.M.Z. 1923, S. 83 u. 90) findet sich der in allen heidnischen Opfergebeten übliche Ausdruck, daß die göttlichen Wesen „sich herabbemühen" mögen. Daraus schließt Wannags, daß

Schangti bei den Taiping auch im Bild oder mit einer Seelentafel verehrt worden sei, was für die Anfänge sicher ausgeschlossen ist. Jener Ausdruck fehlt auch in den älteren Gebeten.

73) E.M.M. 1861, S. 343. (Speer S. 29.)

74) Nach Abbé Huc ist Siu-tsʻuen „ein chinesischer Mohammed, der seine Macht mit Feuer und Schwert zu begründen sucht und seinen fanatischen Parteigängern zuruft: Es ist kein anderer Gott als Gott, und Tien-tet (Siu-tsʻuen) ist der jüngere Bruder Jesu Christi" (China I, S. X).

75) Inhalt dieses Taschenbüchleins siehe E.M.M. 1863, S. 175 ff.

76) Hung Tschin sagt 1860: „Die Trennung der Geschlechter war eine zeitweilige Maßregel der Zweckmäßigkeit und ist jetzt aufgehoben." – Im Jahr 1853 schrieb Meadows: „Die Frauen, die wir in Nanking und Tschinkiang fanden, waren alle, jung und alt, in besonderen Häusern eingeschlossen, und in Abteilungen von je 25 eingeteilt, wobei jeweils die älteste als Aufseherin bestellt war. Sie haben Munition anzufertigen. Kein männliches Wesen, nicht einmal Vater oder Gatte, darf bei Strafe sofortigen Todes diese Gebäude betreten. Diese Trennung gilt aber nur als zeitweilige Maßregel (bei Speer S. 26).

77) E.M.M. 1863, S. 175.

78) Vgl. Schüler, S. 156. Der Betreffende hatte sich aber auch des Opiumrauchens und anderer Vergehen schuldig gemacht nach Meadows (bei Speer, S. 18).

79) E.M.M. 1854, I, S. 168.

80) Ebenda S. 172.

81) Medhurst (in Church Miss. Intell., Sept. 1853): „The book of celestial decrees and declarations of the imperial will." Die Formel vor der im Text zitierten Einleitung lautet: „The proclamation of the celestial King is to the following effect. . ."

82) E.M.M. 1861, S. 353.

83) Ebenda S. 478.

84) Ebenda S. 352.

85) Bei der Erweckungsbewegung in Nias 1916 kam es zu ungeordneten Auftritten nur auf einer Station, auf der der Missionar nicht anwesend war.

86) Church Miss. Intell., Sept. 1853.

87) John W. Joster a. a. O. S. 69.

88) Huc a. a. O. I, Vorwort S. VII ff.

89) „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen", S. 40.

90) Sectarianism and religious persecution in China chapter XVII The Taiping Rebellion (p. 537—558).

91) E.M.M. 1854, I, S. 167.

92) Nach dieser Aufzählung hatte Siu-tsʻuen außer dem 1849 geborenen Söhnlein, dem späteren Kronprinzen, Töchter. Sein Vater war gestorben.

93) A. a. O. S. 555.

94) Vgl. E. Oehler-Heimerdinger, Im finstern Tal (Stuttgart, Missionsverlag), S. 53 ff.

95) E.M.M. 1861, S. 309.

96) Osten, Westen, Süden, Norden ist die stehende Reihenfolge der Himmelsrichtungen.

97) Church Miss. Intell. a. a. O.

98) E.M.M. 1861, S. 353. (Speer S. 32.)

99) Ebenda S. 311.

100) Christen sind schon an ihrer Haustüre durch das Fehlen der „Türgeister", der aufgeklebten Buntdrucke, kenntlich.

101) E.M.M. 1854, I, S. 169.

102) E.M.M. 1861, S. 316, nach Meadows (bei Speer S. 18), wo S. t. ausdrücklich erklärt, daß er niemals der Trias beigetreten sei.

103) Die gemeinsame Besetzung von Lientschau (bei Hermann S. 222 und Schüler S. 156) ist nicht ganz klar. Ob die Taiping wirklich zuerst nach Süden zogen? Spielmann verwechselt jenen Marktort, der den ersten Stützpunkt bildete mit Lien-tschau.

104) Church Miss. Intell. a. a. O.

105) Ebenda (auch E.M.M. 1861, S. 353).

106) De Groot S. 554, Anm. 1 und S. 553.

107) Spielmann S. 53.

108) E.M.M. 1861, S. 338 ff.

109) Nach Spielmann begann die Ära am 10. Febr. 1850. Dem widerspricht aber, daß das Jahr 1852 (ying tse) offiziell als das 2. der Taiping erscheint.

110) Nach Medhurst (vgl. Anm. 81) „The book of religious precepts of the Tai ping Dynasty", z. T. auch im E.M.M. 1863, S. 165 f., wo es aber fälschlich auf 1854 datiert wird, während es zu den 1853 den Europäern übergebenen Büchern gehört (nach Meadows, vgl. Speer S. 28).

111) Church Miss. Intell. a. a. O.

112) Voskamp a. a. O. S. 45, vgl. auch oben S. 38 f.

113) E.M.M. 1861, S. 315.

114) a. a. O. S. 63.

114 a) Alle „Geschorenen", d. h. die Mönche, die nicht versprachen, ihre Haare wachsen zu lassen und den Götzendienst aufzugeben, wurden umgebracht.

115) Vgl. die Geschichte Morrisons, der von den römischen Priestern in Makao noch mehr Widerstand erfuhr als bei den heidnischen Chinesen.

116) Hermann, Chinesische Geschichte, S. 224.

117) E.M.M. 1861, S. 337. (Speer S. 26 f.)

118) Jane Edkins (Lebensbilder aus der Heidenmission I. Gütersloh 1871). S. 305.

119) Spielmann S. 81.

120) A. a. O. S. 225.

121) E.M.M. 1862, S. 88.

122) So lautete ein Erlaß des Ostfürsten (Meadows The chinese & their rebellions, p. 446 ff.), siehe bei Speer S. 47 f. In dem unterworfenen Gebiet wurde schon damit begonnen, und das Prüfungsthema hatte in Sutschau für 1860 gelautet: „Über die Verpflichtung, den himmlischen Vater und den himmlischen Bruder Jesus als das Haupt aller Pflichten und aller Sittlichkeit anzusehen." Edkins a. a. O. S. 264.

123) Edkins a. a. O. S. 299.

124) „Reisetagebuch" S. 549 f.

125) Edkins S. 323.

126) E.M.M. 1862, S. 81.

127) Anfang der ekstatischen Erscheinungen in der Kwangsi-Provinz, s. oben S. 67 f.

128) E.M.M. 1862, S. 75 f.

129) Ebenda S. 82.

130) E.M.M. 1861, S. 482 und 485.

131) Edkins S. 322.

132) Hermann a. a. O. S. 225, Anm. 2. Ebenso veränderte er den Namen „Neues Testament" in „Früheres Testament" und nannte seine eigenen Offenbarungen „Neues Testament".

133) Vgl. z. B. E.M.M. 1863, S. 167 f. Veröffentlicht wurden diese Irrlehren erst nach 1853, weshalb die zuerst bekannt gewordenen Taipingschriften noch frei davon sind (vgl. Speer S. 29).

134) E.M.M. 1862, S. 97.
135) E.M.M. 1861, S. 355 f.
136) E.M.M. 1862, S. 63 (nach Robson, Griffith John S. 51).
137) E.M.M. 1861, S. 372.
138) E.M.M. 1862, S. 66.
139) E.M.M. 1861, S. 364.
140) A. a. O. S. 162.
141) E.M.M. 1862, S. 66.
142) Ebenda S. 234.
143) E.M.M. 1861, S. 366 f.
144) Ebenda S. 370.
145) Brief vom 17. August 1861, E.M.M. 1862, S. 83 (S. 235). Vergleiche auch S. 107 f.
146) Da die Fußverkrüppelung schon in zartem Alter beginnt, müssen viele Hakkafrauen dabei gewesen sein. Eine Zeitlang gab es im Taipingheer sogar eine Amazonentruppe.
147) E.M.M. 1862, S. 74.
148) Hermann a. a. O. S. 226.
149) Spielmann a. a. O. S. 85. 1860 sollten 18 solche Kirchen gebaut werden. E.M.M. 1862, S. 96.
150) Spielmann S. 64.
151) Edkins S. 300 f.
152) E.M.M. 1862, S. 85.
153) Ebenda S. 86 f.
154) E.M.M. 1862, S. 96.
155) Ebenda S. 95.
156) Quartalbericht der Basler Mission in E.M.M. 1854, II, S. 44. Wenn Ostertag diesen Bericht benützt hätte, würde er nicht sagen: „Wir können nicht genau sagen, wann Hung Tschin zum erstenmal mit Missionar Hamberg zusammentraf. Es mag ums Jahr 1851 oder 1852 gewesen sein" (E.M.M. 1861, S. 284). Es war vielmehr genau am 26. April 1852. Ebensowenig würde er sagen, daß Hamberg ihn, „wenn wir nicht irren, 1852 in Hongkong getauft" habe. Die Taufe war am 20. Oktober 1853 in Pukak. Während Schlatter (Geschichte der Basler Mission II, S. 297) die letzte Tatsache ziemlich richtig verzeichnet — er hat nur 12. Oktober statt 20. —, ist er bei Hung Tschins Lebensgeschichte genau wie Spielmann einer sehr trüben Quelle gefolgt (s. unten).
157) „Klarfern" muß sehr nahe bei Siu-ts'uens Heimat gewesen sein. Es heißt in dem Bericht über die erste Missionsreise des Siu-ts'uen: „Sie kamen zuerst nach ‚Klarfern', wo sie 6 Männer von der Familie L. tauften. Nachher wurden in dieser Gegend über 50 Leute von Hung Tschin getauft. Nach drei Monaten kamen sie bei den Miau-Stämmen an" (E.M.M. 1854, 1. S. 156). Nun haben Spielmann u. a. aus den Leuten von „Klarfern" die „Miautze" gemacht (a. a. O. S. 83, z. B. auch Schlatter a. a. O. S. 297) und aus dem Dorf „Klarfern" eine von Hung Tschin gegründete Niederlassung „Reine Ehrfurcht" (gewiß im Chinesischen = „Klarfern"), deren geistlicher und wohl auch politischer Leiter Hung Tschin geblieben sei! Selten kann man die Entstehung einer Legende so gut verfolgen wie hier!
158) Spielmann a. a. O. S. 83 f.
159) Vgl. des Verfassers Traktat „Der vergoldete Schlüssel", Basel 1920.
160) E.M.M. 1854, IV, S. 58 f. Danach ist auch Ostertags Darstellung 1861, S. 472, zu berichtigen, der die Reise nach Schanghai auf etwa 1857 verlegt.
161) E.M.M. 1861, S. 473.
162) E.M.M. 1861, S. 286. H. t. war nicht „in Schanghai" Katechist, wie Spielmann, Schlatter u. a. angeben (vgl. Edkins S. 285).

163) E.M.M. 1861, S. 474 (dort fälschlich „Missionsarzt" Dr. Legge).
164) Church Miss. Int., Sept. 1853.
165) E.M.M. 1862, S. 91 f.
166) E.M.M. 1861, S. 484.
167) E.M.M. 1861, S. 487 ff.
168) Church Miss. Int., Sept. 1853.
169) Drei und dreißig Jahre . . . Bd. III, S. 11 f.
170) Spielmann S. 78.
171) Übersetzt in E.M.M. 1861, S. 478 ff.
172) Ostertag offenbar fälschlich „der getreue König" (E.M.M. 1862, S. 85), dieser, der Tschungwang, war aber Anfang August auf dem Marsch nach Schanghai. Spielmann unterscheidet (S. 86) Tschangwang und Tschungwang und berichtet, daß Holmes den ersteren gesprochen habe (S. 89). Die Verwechslung lag nahe, da Ostertag den „Fürsten der Treue" stets Tschangwang nennt (E.M.M. 1861, S. 484).
173) Spielmann S. 89.
174) E.M.M. 1862, S. 99 u. 101.
175) E.M.M. 1862, S. 98 f. Das Original, mit Scharlachpinsel auf gelbe Seide geschrieben, befindet sich im Besitz der Londoner Missionsgesellschaft.
176) E.M.M. 1862, S. 58.
177) Ebenda S. 59.
178) Ebenda S. 103.
179) Ebenda S. 104.
180) „A century" p. 317. 323.
181) Edkins S. 316 ff.
182) Über das Leben Edkins, der 1848—1905 in China war, vgl. Mc Gillivray, S. 661.
183) Edkins S. 288.
184) Ebenda S. 296 f.
185) Ebenda S. 328.
186) Sie beginnt S. 297: „Zuerst schrieb (!) er christliche Bücher, dann folgte ein Verkehr mit den Missionaren in Kanton usw." Für „schrieb" ist doch wohl „las" zu setzen. Hier ist ein Übersetzungsfehler zu vermuten.
187) Edkins S. 286 f.
188) E.M.M. 1862, S. 106.
189) A. a. O. S. 89.
190) E.M.M. 1862, S. 106 f.
191) Ebenda S. 235.
192) E.M.M. 1861, S. 506—532.
193) Das Schreiben kann nicht vom 16. August sein (a. a. O. S. 551), da die Antwort schon am 14. August angeschlagen war.
194) Die Chinesenstadt Schanghai ist in der Tat nicht bedeutend. Hangtschau und Sutschau, die der Tschungwang kürzlich erobert hatte, sind viel größer.
195) E.M.M. 1862, S. 100.
196) A. a. O. S. 251 u. 528. Hermann schreibt (S. 234): Ein Priester fiel 1862 bei der Verteidigung seiner Gemeinde (anders Schüler S. 193).
197) E.M.M. 1861, S. 506 u. 517. Zur „Affaire von Schanghai" vergleiche das genau entsprechende Verhalten der Franzosen beim Blutbad in Essen im Mai 1923.
198) Wie sehr überhaupt durch die Nähe Schanghais der Kampf verschärft wurde, geht aus folgenden Bemerkungen B.s deutlich hervor: „Die Gelegenheit, Geld zu machen, verführte auch den ehrenwerten Kaufmann dazu, beiden Parteien Waffen und Munition zu liefern", ferner „. . . welche

Anziehungskraft die Hoffnung auf Gewinn auf die europäischen und amerikanischen Freibeuter ausübte, von denen alle offenen Häfen Chinas damals schwärmten und die nur auf eine Gelegenheit warteten, sich an den meist bietenden zu verkaufen oder sich auf die Seite zu schlagen, die die größte Aussicht auf die Bereicherung durch Plünderung bot. Die kaltblütige Grausamkeit, von der dieses fremde Gesindel bei mehr als einer Gelegenheit Proben ablegte, übertrifft selbst das, was im Verlauf des Aufstandes von den kaiserlichen Truppen und den Taipings geleistet worden ist, und dieselben waren wahrhaftig nicht rücksichtsvoll oder menschlich" (Band III, S. 11 f.).

199) Lytton Strachey Eminent Victorians (9. Aufl. London 1920) The end of General Gordon p. 220.

200) Spielmann S. 142. 145 f.

201) Einen Auszug gibt Voskamp a. a. O. S. 47—52.

202) Ebenda S. 54.

203) Vgl. das Urteil von De Groot a. a. O. S. 559: „Die Taiping-Rebellion, mit fremder Hilfe gebrochen und in Strömen von Blut erstickt, hatte den chinesischen Staatsmännern wieder so klar als möglich erwiesen, wie gefährlich für die regierende Dynastie die Religionen seien, und daß darum die Staatsraison verlangte, sie energischer auszurotten als je bevor. Aus der Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität wurde hauptsächlich ein erbarmungsloses Hinschlachten von Menschenleben in allen Provinzen, wo der Aufstand getobt hatte."

204) Spielmann S. 111.

205) Chinesische Geschichte, S. 233.

206) Strachey a. a. O. S. 222.

207) Die britische und ausländische Bibelanstalt druckte für das durch die Taiping zu christianisierende China eine Million (!) Neue Testamente, und es machte nachher die größten Schwierigkeiten und bedurfte jahrzehntelanger Arbeit, die Bücher abzusetzen. Mc Gillivray, S. 558 f.

207 a) Vgl. Speer a. a. O. S. 66—70, wo das ganze Schreiben als „Supplement" abgedruckt ist.

208) Spielmann, S. 107.

209) Zu den von Edkins bemängelten Einrichtungen der Taiping gehören auch die christlichen Prüfungsaufgaben, die nun gestellt, und die christlichen Schulbücher, die eingeführt wurden (S. 264). „Es ist höchst schmerzlich zu sehen, wie diese Menschen, die ihre Grundsätze mit so viel Qual und Not für das Volk durchführen, das Christentum also zur Schau ausstellen. Derjenigen, die das Wesen der Religion wirklich verstehen, von ihrer Wahrheit überzeugt sind und ihre Gebote aufrichtig zu befolgen suchen, sind im besten Falle nur eine ganz geringe Anzahl (vgl. auch S. 280).

210) Wir können uns auf grund unserer Missionserfahrung in China nicht dem Urteil Conradys anschließen, der in seiner Bearbeitung der chinesischen Geschichte in Ullsteins Weltgeschichte III (herausg. von Pflugk-Hartung) die Taiping-Bewegung überhaupt nicht erwähnt (!), aber über die Chinesen sagt: „Der Chinese versteht ja unsere Religion nicht. Ein Diesseiter kann nicht zum Jenseiter bekehrt werden, und er wird vermutlich nie eine Religion annehmen — und er hätte recht damit —, die ihn von seinen Ahnen scheidet und die politische und moralische Grundlage seines Staatswesens untergräbt" (S. 566).

211) „Altes und Neues aus China" (Basler Missionstraktat) S. 13.

212) Burckhardt-Grundemann III, 3. S. 199.

Literatur.

Basler Magazin für die neueste Geschichte der evang. Missions- und Bibelgesellschaft (1854).

Basler Evangelisches Missionsmagazin, Neue Folge. Herausgegeben von Dr. Ostertag 1861—64. (Wie das vorhergehende E.M.M. zitiert.)

Church Missionary Intelligencer 1853.

De Groot, J. M. M.: Sectarianism and religious persecution in China. Amsterdam 1904.

Spielmann, C., Dr.: Die Taipingrevolution in China (1850—1864). Ein Kapitel der menschlichen Tragikomödie. 162 S. 2. Auflage. Halle 1900.

Voskamp, C.: Gestalten und Gewalten aus dem Reich der Mitte. Berlin, ohne Jahreszahl.

Hermann, H., Dr.: Chinesische Geschichte. Stuttgart 1912.

Schüler, W., Lic.: Geschichte Chinas. Berlin 1912.

Mc Gillivray: A Century of missions in China. Schanghai 1907.

Huc, Das Chinesische Reich (deutsch). Leipzig 1856.

„Altes und Neues aus China." Basler Missionstraktat (ist Auszug aus Archdeacon Moule, Half a century in China).

von Brandt, Drei und dreißig Jahre in Ostasien. Leipzig 1901.

Memoiren des Vizekönigs Li Hung Tschang, deutsch von M. von Hagen. Berlin 1915.

Strachey, Lytton: Eminent Victorians (Gordon). 9. Aufl. London 1920.

Edkins, Jane: Lebensbilder aus der Heidenmission. Herausg. von Dr. G. Warneck. Band I. Gütersloh 1873.

Speer, Rob.: Missions and modern history. New York 1904.

Andere angezogene Literatur ist in den Anmerkungen genannt.